

Frank Helzel

AUF DER SUCHE NACH DEM RICHTIGEN LEBEN IM FALSCHEN.

TEIL 1:

ÜBER GRAHAM GARDNER, JOHANNA NILSSON, MARIT KALDHOL, JOE COTTONWOOD UND JOHN
WILLIAMS

Bad Wildungen 2018

*„Ich bin mir nicht mal sicher,
ob ich da überhaupt hingehöre.
Es hat nichts damit zu tun,
dass ich mich für etwas Besseres halte.
Es gibt nur einfach ein paar Orte,
wo es nicht reicht, ich selbst zu sein.
Wo keine Version von mir reicht.“*

Starr in: Angie Thomas, *The Hate U Give*, cbt, München 2017

*„Ich finde immer nach Hause.
Manchmal brauche ich etwas länger.
Weil ich Umwege gehe. Trödele.
Vergesse, wo ich hinmuss.
Dann bin ich eine desorientierte Biene, schwirre
hierhin und dorthin.
Manchmal muss mich jemand finden.
Aber am Ende finde ich immer nach Hause.
Zu dem blauen Haus mit den Apfelbäumen im Garten.
In mein Zimmer mit den Regalen und dem Schrank.
Mein Zimmer ist mein Bienenstock.“*

Lill-Miriam in: Marit Kaldhol, *Zweet*, Mixtvision, München 2017.

*„Man wird geboren und mit Lügen aufgepäppelt,
wird mit Lügen abgestellt
und lernt in der Schule ausgefallener zu lügen.
Das ganze Leben baut auf Lügen auf, und dann,
womöglich wenn es ans Sterben geht, wird einem klar – dass da nichts war,
nichts außer einem selbst und dem, was man hätte tun können.
Nur hat man es nicht getan, weil einem die Lügen weisgemacht haben,
es gäbe etwas anderes.
In dem Moment begreift man, dass man die Welt hätte erobern können,
weil man der Einzige ist, der das Geheimnis kennt,
nur ist es dann zu spät. Man ist zu alt.“*

McDonald zu William Andrews in: John Williams, *Butcher's Crossing*, dtv, München 2015, S. 332
f.

Inhaltsverzeichnis

Zur Einführung: Bei der Stange bleiben, auf dem rechten Weg gehalten werden oder sein Schicksal in die Hand nehmen.....	5
1 Kollektives und personales Gewissen.....	14
1.1 Wo und wie Literatur entsteht.....	14
1.2 Machtspiele und Gewalttriten in jugendlichen Lebenswelten.....	16
1.3 Machtspiele und Gewalttriten in zwei Jugendromanen der Gegenwart.....	21
1.3.1 Graham Gardner: „Im Schatten der Wächter“ (2003/2004) oder Das Gewissen der Wächter ist das Gewissen der Wächter.....	21
1.3.2 Johanna Nilsson: „Hass gefällt mir“ (2011/2016) oder Ein Luciafest mit Folgen.....	32
1.3.3 Tzvetan Todorov über Hass und Mut.....	40
2 Einzelgänger.....	43
2.1 Marit Kaldhol: „Zweet“.....	43
2.1.1 Eine Stoffsammlung in Vorbereitung auf „Zweet“.....	43
2.1.2 Eine jugendliche Bienen- und Insektenspezialistin in der Schule.....	48
2.2 Einzelgänger, Außenseiter und Aspies: Gestalten richtigen Lebens im falschen?.....	53
2.3 Joe Cottonwood: „Famous Potatoes. Amerika querbeet“ (engl. 1979, dt. 1980).....	57
2.3.1 Zum Autor.....	57
2.3.2 Textauszüge zum Einlesen.....	59
2.3.3 Gegen die kalten Todeskräfte der kolonialisierten Lebenswelten.....	74
2.4 Zwei andere literarische US-Kartoffeln.....	79
2.4.1 William Stoner oder Der bedrohte Elfenbeinturm.....	79
2.4.2 William Andrews oder „Worstward Ho“ mit offenem Ende.....	88
3 Das richtige im falschen und das falsche im richtigen Leben.....	94

ZUR EINFÜHRUNG: BEI DER STANGE BLEIBEN, AUF DEM RECHTEN WEG GEHALTEN WERDEN ODER
SEIN SCHICKSAL IN DIE HAND NEHMEN

J. W. v. Goethe, *Die wandelnde Glocke*, 1813

Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche sich bequemen,
Und sonntags fand es stets ein Wie,
Den Weg ins Feld zu nehmen.

Die Mutter sprach: »Die Glocke tönt,
Und so ist dir's befohlen,
Und hast du dich nicht hingewöhnt,
Sie kommt und wird dich holen.«

Das Kind, es denkt: Die Glocke hängt
Da droben auf dem Stuhle.
Schon hat's den Weg ins Feld gelenkt,
Als lief' es aus der Schule.

Die Mutter hat gefackelt.
Doch welch ein Schrecken hinterher!
Die Glocke kommt gewackelt.

Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum;
Das arme Kind im Schrecken,
Es läuft, es kommt als wie im Traum:
Die Glocke wird es decken.

Doch nimmt es richtig seinen Husch,
Und mit gewandter Schnelle
Eilt es durch Anger, Feld und Busch
Zur Kirche, zur Kapelle.

Und jeden Sonn- und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden,
Läßt durch den ersten Glockenschlag
Nicht in Person sich laden. ¹

¹ Die letzte Strophe ist wohl so zu verstehen, dass das Kind künftig nur den ersten Glockenschlag zu hören braucht, um sich ohne persönliche Aufforderung in die Kirche zu begeben. Wie Goethe zum regelmäßigen Kirchenbesuch stand, ist eine andere Frage. Denn Goethe fand die Religion eher in der Natur:
<http://www.ursulahomann.de/GoetheUndDieReligion/komplett.html>.

Zu diesem Gedicht nun einige Illustrationen aus dem 19. und zwanzigsten Jahrhundert:



Holzchnitt von Ludwig Richter,
1856



Deutsche Lieder, Die
wandelnde Glocke, 1865



Holzstich, koloriert, nach Zeichnung von Eugen Klimsch (1839–1896)

Frank
Kirchbach, 1897
(Aufschrift auf
der Glocke:
MEMENTO
IRAE)



Alfred Kubin



Ernst Barlach, Die wandelnde Glocke, 1 und 2, 1923/24

Carl Löwe vertonte 1832 Gedichte von Goethe, darunter „Die wandelnde Glocke“. Als Lied gehört es seither in das Repertoire deutscher und internationaler Sänger. So ist es wohl am längsten überliefert worden. Die Rezeptionsgeschichte und Tradierung des Textes selbst reichten bis in die Nachkriegszeit. Ich erinnere mich an ein Lesebuch mit der Ballade, illustriert von Ludwig Richter, das ich in der Sowjetischen Besatzungszone in einem Dorf im Thüringer Wald in meiner Grundschulzeit in die Hand bekam. Ein bourgeoiser Restbestand, der sich noch gehalten hatte, bevor die neuen Schulbuchmacher alles auf die Linie des einheitlichen sozialistischen Schulsystems der „Deutschen Demokratischen Republik“ gebracht hatten.

Goethe beschreibt in seiner Ballade einen Theologisierungprozess im Kindheitsalter, in dem das zu schwache Wort der Mutter in die Hände der Kirche und ihrer Rituale gerät, auf dass individuelles Freiheitsverlangen gebrochen und zurechtgestutzt werde. Über die Vertonung hinaus wurde die Ballade zu einer Anregung bildender Künstler wie etwa für Ludwig Richter, Paul Klee, Alfred Kubin oder Ernst Barlach.

Ludwig Richter setzt einen kritischen Impuls, wenn er das Glockenseil sich in das Profil einer zürnenden Grimassenmaske verwandeln sieht. Dieser kritische Impuls verschwindet dann in den Folgedarstellungen, indem etwa der Zorn Gottes selbst beschworen wird, dem sich der Knabe vergeblich zu entziehen versucht. Das ist das schwarze Gesicht der bürgerlichen Pädagogik, das hier auf einmal durchschlägt. Es hätte auch zu einem Motiv im „[Struwwelpeter](#)“ geworden sein können. Was Goethe jedoch vorgeschwebt haben mag, zeigt nach Ludwig Richter erst Ernst Barlach in seiner Darstellung 2 deutlich: In der Gestalt des Schattens, den er den Jungen werfen lässt, indem er seine Arme erlöst und befreit in die Luft wirft, gewinnt der Junge gewissermaßen seinen Namen zurück und bleibt eine identifizierbare Person, die nicht in der Kirchengemeinde aufgeht und sich nicht einmal mehr „in Person“ laden lässt, aber ihr Schicksal in die Hand nimmt. Die Glocke bleibt im Kirchturm, der am Horizont verschwindet. Der Junge kehrt ihm den Rücken zu und bewegt sich auf einem Weg fort, dessen Ziel ungewiss bleibt. Denn der Genuss persönlicher Freiheit fragt zunächst nicht nach einem Ziel. Zuvor hat in Darstellung 1 schon die Glocke ihren Symbolgehalt für Kirche und Glaube verwandelt. Aus der Glocke ist mit ihren Umrissen eine Pastorengestalt in vollem Ornat einschließlich einer Rute geworden, die einem fliehenden Jungen hinterherhetzt. Die Theologisierung² ist bei Barlach abgestreift und mit der Verwandlung kirchlicher Autorität in einen Geistlichen mit Kopf, Gesicht, Leib mit Arm und Beinen weltlich geworden. Mit dieser Enttheologisierung menschlicher Verhältnisse wird die Trennung von Religion und Staat in der [Säkularisation](#) vollendet.

Offen bleibt die Frage, wie säkularisierte westliche Gesellschaften mit dem Freiheits- und Unabhängigkeitsverlangen von Individuen umgehen, wenn sie nach der Überwindung der Theologisierung in die unabdingbare Bindungskraft von Staatsbürgerschaft und *Staatsangehörigkeit* in nationalstaatlichen Grenzen als weiteren Folgen der [Sesshaftigkeit](#) gebunden bleiben. Denn der [Staatenlose](#) als eine Sinnbildfigur der „europäischen Krise“ oder des [Zweiten Dreißigjährigen Krieges](#) 1914–1945³ ist eine ähnlich gefährliche Alternative, wie in einer durchtheologisierten Gesellschaft als [Gottloser](#) zu gelten oder sich selbst als einen solchen öffentlich auszugeben. Säkularisierte Gesellschaften sind inzwischen mehrheitlich in die Menschenrechte vertraglich eingebunden. Staatenlose wie flüchtende Migranten, Asylsuchende hätten unter ihrem Schutz zu stehen. Das ist insgesamt zu einem Problem der nationalstaatlich organisierten westlichen Welt geworden, zumal der europä-

2 Was Theologisierung heißt, führt in die Bibelwissenschaft, aber auch zu Max Weber: Eckart Otto, *Altorientalische und biblische Rechtsgeschichte*, Harassowitz, Wiesbaden 2008, S. S. 187, Anm. 7. Siehe auch hier: Jan Assmann, *Die Theologisierung der Gerechtigkeit*:

http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/propylaeumdok/3102/1/Assmann_Die_Theologisierung_2000.pdf. Im modernen Religionsunterricht wird unter dem Vorzeichen der Trennung von Kirche und Staat in einem anderen Sinne von „theologisieren“ gesprochen, nämlich Fragen nach dem Lebenssinn theologisch zu erörtern.

3 Siehe Enzo Traverso, *À feu et à sang. De la guerre civile européenne 1914–1945*. Paris 2007, S. 156, 162.

ischen, die sich in ihren Verfassungen und den in ihnen garantierten Grundrechten eigentlich menschenrechtlich verpflichtet fühlen sollten.⁴

So wie Carel van Schaik und Kai Michel im Alten Testament beobachten, dass es dort nicht nur um eine Theologisierung des Rechts, sondern insgesamt um eine *Theologisierung der Lebenswelt* geht, weil die Suche nach den Praktiken, die den Zorn Gottes erregen können und deshalb vermieden werden müssen, bis in den letzten Winkel des Alltags reicht,⁵ so wird heute mit Jürgen Habermas von der *Kolonialisierung der Lebenswelt* in den modernen kapitalistischen Gesellschaften gesprochen.⁶

Die Theologisierung der Lebenswelt verlangte den Gehorsam, den noch Goethe in seiner Ballade beschreibt. Die Kolonialisierung der Lebenswelt verlangt nichts anderes, nur ist es an andere Institutionen gebunden, in denen Funktionäre arbeiten, die gleichsam ein abstraktes, unsichtbares Gewand tragen. Es muss nicht mehr der Pastorenornat sein, in den Barlach den Funktionär der theologisierten Lebenswelt einkleidet.⁷ Bei Finanzbeamten etwa reicht das Büro im Finanzamt, bei den Lehrern und den von ihnen zu Beschulenden der Klassensaal usw. Alle können dort an ihrem Arbeitsplatz auch Freizeitkleidung tragen.

Der aufzubringende Gehorsam bedarf überall einer zuverlässigen Basis. Die besteht in der anthropologischen Grundausstattung des Menschen als eines auf Gemeinschaft angewiesenen Wesens. Die Bereitschaft zum Gehorsam ergänzt das, was Schaik/Michel dem religiösen Sinn oder der Sorge um die eigene Reputation auf der ersten Ebene der menschlichen Natur zuschreiben.⁸

Die Kolonialisierung der Lebenswelt ist mehr noch als ihre Theologisierung nur über das Ausnutzen der Gehorsamsbereitschaft und das gezielte erzieherische Abrichten der Individuen durch die entsprechenden, auf das Elternhaus folgenden Institutionen zu erreichen. Deshalb sieht der Psychoanalytiker [Arno Gruen](#) gerade in der Gehorsamsbereitschaft eine Gefährdung dessen, was mit den Menschenrechten als die freie Entfaltung der Persönlichkeit gewährleistet sein soll: „*Das Resultat unserer rationalisierten, von abstrakten Ideen über unser erwünschtes gehorsames Wesen geformten Zivilisationen sind standardisierte Personen. Das Individuum in unseren Kulturen läuft deswegen dauernd Gefahr, sich in eine Funktion oder in ein Statusideal aufzulösen.*“⁹ Gruen nach hat das Individuum in der Bildungsphase eine *persona*, das heißt Maske zu konstruieren, die nicht verwechselt werden darf mit der eigenständigen Entwicklung eines Selbst. Um das zu unterstreichen, zitiert er einleitend als Motto seines Buches „Wider den Gehorsam“ ein Sinngedicht von Theodor Fontane:

*Es kann die Ehre dieser Welt
Dir keine Ehre geben,
Was dich in Wahrheit hebt und hält,*

4 Siehe dazu Didier Fassin, *Das Leben. Eine kritische Gebrauchsanweisung*, Suhrkamp, Berlin 2017, S. 82-133.

5 Carel van Schaik u. Kai Michel, *Das Tagebuch der Menschheit. Was die Bibel über unsere Evolution verrät*, Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 2016, S. 171.

6 Vgl. [Literarische Beispiele zu Rollenspiel und Rollenverweigerung seit dem 19. Jahrhundert](#), S. 5-13.

7 Dieses Gewand ist nicht mehr an irgendeine sichtbare Äußerlichkeit gebunden. So kann der Lehrer als Funktionär der Schulpflichtgesetze durchaus in Freizeitkleidung seinen Unterricht abhalten. Denn identifizierbar ist er nicht nur als Staatsbürger, sondern auch als mit Personalnummer geführter Bediensteter. Auch andere Staatsbürger sind bereits seit Geburt gekennzeichnet und registriert. Sie erhalten ihr Gewand gewissermaßen mit der Geburtsurkunde und dem Eintrag der Staatsangehörigkeit im Standesamtsregister und sind über ihre Personenkennziffer und ihren Ausweis allerorten und jederzeit zu identifizieren.

8 Schaik/Michel, wie Anm. 5, S. 29.

9 Arno Gruen, *Wider den Gehorsam*, Klett-Cotta, Stuttgart 2014, S. 9.

Muß in dir selber leben.

*Wenn's deinem Innersten gebricht
An echten Stolzes Stütze,
Ob dann die Welt dir Beifall spricht,
Ist all dir wenig nütze.
Das flücht'ge Lob, des Tages Ruhm
Magst du dem Eitlen gönnen;
Das aber sei dein Heiligtum:
Vor dir bestehen können.*

Mit Sinngedichten war jedoch in der Zeitgenossenschaft von Theodor Fontane genauso wenig auszurichten wie mit den sanften Passagen der Bibel und dem Gebot der Nächstenliebe 250 Jahre zuvor im Dreißigjährigen Krieg. Mit Sinngedichten ist dem erst recht nicht mehr beizukommen, was selbst schon in die Jugendliteratur Einzug gehalten hat wie etwa das Bienensterben im Roman „Zweet“, wo die Autorin Marit Kaldhol nicht davor zurückschreckt, ausführlich über [Neonicotinoide](#) zu schreiben, allerdings nicht so lang wie im 15-seitigen Artikel bei Wikipedia.¹⁰ In der Natur wirkt die agroindustrielle Kolonialisierung auf anderer Ebene nämlich noch viel verheerender, weil sie inzwischen auch die kolonialisierten Lebenswelten der Menschen gefährdet, auch dort, wohin die Reichen und Superreichen aus ihrer Nationalstaatlichkeit mit ihren schnellen Yachten oder Privatjets ausbrechen, weil sie meinen, sie würden in [Offshore-Finanzplätzen](#) steuerfrei ihr Schicksal in Freiheit in die Hand nehmen können. Sie teilen aber, wohin sie auch flüchten, mit allen ihren zu Wasser und zu Lande betrogenen Mitmenschen das gesamte bekannte Ökosystem der Erde mit seinem inzwischen überdimensionierten ökologischen Fußabdruck.¹¹ Mit dem Einfordern von Gehorsam gegenüber den von ihren jeweiligen Staaten zum Selbsterhalt auferlegten Geboten, damit die Infrastruktur, an der auch die steuerfreien Reichen teilhaben, ist es jedoch nicht getan. Denn der ökologische Fußabdruck ist ein Ausdruck der „falschen“ Gesamtverhältnisse in der kolonialisierten Lebenswelt. Die Reichen sind nur die Spitze des Eisbergs. Wenn die Reichen sich „wider den Gehorsam“ über ihre Kennzeichnung mit der Steueridentifikationsnummer hinwegsetzen, aber dann bloßgestellt werden, finden sie vielleicht Trost in Fontanes Sinngedicht. Dazu ist es vielleicht gut genug: *Sie sind doch auch nur Menschen*. Und außerdem wird ihr Geld sowieso wieder in die Geldkreisläufe eingespeist, von denen alle etwas haben, die einen eben mehr, die anderen viel, viel weniger.

Arno Gruens Aufforderung zum Widerstand gegen die Vereinnahmung der Menschen in ihre fremdbestimmte Kolonialisierung entspringt indessen dem gleichen Impuls, mit dem Jürgen Habermas die Lebenswelten der Menschen vor dem kolonisierenden Zugriff der großen anonymisierten Systeme und ihren Gehorsamsforderungen schützen will. Beide streben nach dem gleichen, was Baruch/Benedictus de Spinoza in seiner praktischen Philosophie zu lösen versuchte: nämlich sich den im Alltag angebotenen Pseudo-Sinnerfüllungen zu verweigern, weil sie die Menschen davon abhalten, ihr Zusammenleben so zu gestalten, dass sowohl individuelle wie gemeinsame Freude am Dasein entsteht. Die Diskussion um die Freisetzung von lebendiger Arbeitskraft durch die zunehmend digitalisierte Lebenswelt kreist inzwischen um die Institutio-

10 Dazu später mehr.

11 Das braucht nicht zu verwundern. Denn die Offshore-Finanzplätze und Steuerparadiese werden als „Schlupflöcher“ von den Regierungen selbst gefördert. Dort ist nämlich auch am leichtesten kriminelles Geld zu waschen, damit es schnell, weil es am flüssigsten ist, zur Aufbesserung der jeweils eigenen Zahlungsbilanzen in die nationalen Kreisläufe sauber eingeschleust werden kann. Siehe dazu: Michael Hudson, *Finanzimperialismus: Die USA und ihre Strategie des globalen Kapitalismus*, Klett-Cotta, Stuttgart 2017.

nalisierung eines [Bedingungslosen Grundeinkommens](#). Dass damit zufriedenstellende Freude am Dasein entstehen könnte, würde in einem ersten Schritt sicher nur zu einer Pseudo-Sinnerfüllung führen. Denn die Probleme des ökologischen Fußabdrucks bleiben bestehen und verweigern so, dass das eingelöst würde, was zu der Verwirklichung der Freude am Dasein nach Spinozas Vorstellungen unabdingbar ist.

Letzten Endes teilen Theologisierung und Kolonialisierung der Lebenswelt in ihrer Aufeinanderfolge das gleiche Schicksal, nämlich den Ausgang der Menschen aus ihrer selbstverschuldeten Unmündigkeit zu unterbinden, anstatt sie sich aus ihrer Abhängigkeit von der Kirche oder aus ihrer in der digitalisierten Lebenswelt zunehmenden Selbstentfremdung befreien zu lassen, damit sie sehen, was wirklich getan werden muss, um der Freude am Dasein, die mehr ist als ein beworbenes Freizeitvergnügen, auf der Welt eine Chance zu geben.¹²

Barlachs Junge in „Die wandelnde Glocke 2“ ahnt etwas von diesem Glück, das er offenbar schmeckt und riecht, als er – im Unterschied zu „1“ und allen vorausgehenden Zeichnungen – frei von Panik auf dem Feldweg durch üppige Wiesen und Felder läuft: In seiner Linken trägt er einen gerade gepflückten Blumenstrauß.

Was zu tun ist, damit es für alle besser werde, bedarf notwendigerweise dieses ersten *ungezogenen* jugendlichen Befreiungsschlages gegen das anonyme Aufgehen im Schoße zugerichteter Verhältnisse, denen **man** sich zu fügen hat. Das heimtückisch Verlockende an Schößen ist dabei immer das Versprechen von Geborgenheit und Wärme. In ihnen aufzugehen bedeutet jedoch in der Regel Selbstaufgabe. Die deutsche Sprache hat ein ganzes Arsenal von Wörtern, um dieses Verhalten als einzig angemessenes erscheinen zu lassen. Das fällt auf, wenn einem das Wort „Unbotmäßigkeit“ für das Verhalten des Knaben bei Barlach einfiel. An Synonymen werden angeboten: *aufmüpfig, aufsässig, bockbeinig, bockig, dickköpfig, dickschädelig, eigensinnig, eisern, fest, finster, halsstarrig, hartgesotten, kompromisslos, kratzbürstig, rechthaberisch, respektlos, standhaft, starrköpfig, starrsinnig, steifnackig, stur, störrisch, trotzig, unartig, unaufgeschlossen, unbelehrbar, unbequem, unerbittlich, unfolgsam, ungehorsam, ungezogen, unmanierlich, unnachgiebig, unversöhnlich, unzugänglich, verbohrt, verschlossen, verstockt, verständnislos, widerborstig, widersetzlich, widerpenstig, zugeknöpft*.¹³

Versucht man, für jedes dieser Eigenschaftswörter eine stimmige Situation zu entwerfen, dann wird deutlich, in wie vielen Bereichen des sozialen Zusammenlebens fügsames Verhalten angesagt ist oder eingefordert wird. Ganze Kulturen sind von dieser Anlage zur Gehorsamsbereitschaft und ihrem Ausbau in institutionalisierten Erziehungs- und Bildungssystemen abhängig.

Barlachs Junge in „Die wandelnde Glocke 2“, aber auch Fontanes Gedicht sind ein Versprechen dafür, dass es anders sein könnte, wenn ein Selbstsucher die Schlupflöcher in der Armada der willensbrechenden Aufforderungen zum Gehorsam und zur Anpassung findet. Allein die Vielzahl der Wörter für unbotmäßige Verhaltensvarianten zeigt nämlich auch an, welcher Aufwand immer wieder aufs Neue bei den nachwachsenden Generationen getrieben werden muss, weil bei jedem neu geborenen Individuum mit unbotmäßigem Potential zu rechnen ist. Ist es einmal verschüttet, bedarf es großen Aufwandes, es wieder freizulegen, damit Individuen in autonomer Entscheidung ihre sozialen Einlassungen mit anderen wieder abstimmen können. Denn auf sich allein gestellt kann niemand leben, auch Barlachs Junge nicht.

Die Frage nach dem Sinn des Gehorsams geriet in Europa ins Blickfeld nach den Verheerungen und den enormen Opferzahlen, die nach dem „Zweiten dreißigjährigen Krieg“ 1914-1945 zu beklagen waren. Mit dieser Frage trat etwas Neues in die Weltgeschichte ein, nämlich der Triumph des „*lega-*

12 Siehe dazu Oskar Negt, *Überlebensglück. Eine autobiografische Spurensuche*, Steidl, Göttingen ²2017. Zusätzlich hier: <http://www.haz.de/Sonntag/Promi-Talk/Haben-Sie-Angst-vor-der-Digitalisierung>.

13 Vgl.: <http://dede.mydict.com/search.php?keyword=unbotm%C3%A4%C3%9Fig>.

listischen Paradigmas des Krieges“ (Michael Walzer). Devin O. Pendas weist auf zwei zentrale Aspekte hin, was mit diesem Paradigma gemeint ist: „Erstens impliziert der Begriff die Möglichkeit, dass staatliche Handlungen kriminell sein können. Zweitens hält der Begriff an der Vorstellung von individueller Schuld fest, die besagt, dass sich der Einzelne auch im Falle des kriminellen Handelns des Staates schuldig macht, wenn er verbrecherische Handlungen ausführt, die ihm staatlicherseits befohlen wurden. Das legalistische Paradigma besagt also, dass staatliche und individuelle Kriminalität im Krieg parallel auftreten können und vielfach miteinander verflochten sind.“¹⁴

Damit ist der schwierige Bereich der grundrechtlich abgesicherten Gewissensfreiheit und der Gehorsamsverweigerung betreten. Aber so viel ist auf einmal bedeutsam geworden und verschafft sich Geltung: Gehorcht ein Individuum einem Befehl, der seinem Gewissen widerspricht, muss es damit rechnen, juristisch zur Verantwortung gezogen zu werden. Der Staat als oberste Instanz hat gegenüber diesem Menschenrecht seiner Bürger abzutanken.

Was diese Gewissensfreiheit dem Individuum freilich abverlangt, das sich sein Leben lang in den fremdbestimmenden Bahnen der kolonialisierten säkularen Lebenswelt bewegt hat, ist im wahrsten Sinne ungeheuerlich, obwohl es selbstverständlich sein müsste, sagen zu können, dass die Gewissensfreiheit doch das Natürlichste und Selbstverständlichste auf der Welt sein sollte.

14 David O. Pendas, ‘The Magical scent of the Savage’. *Kolonialismus und Legalismus in der Entstehung der modernen Welt*, in: *Einsicht 18*, Bulletin des Fritz Bauer Instituts, Frankfurt a. M. 2017, S. 40-47. Hier S. 41.

1 KOLLEKTIVES UND PERSONALES GEWISSEN

*„Verzweiflung ist der Preis, den man bezahlen muss,
wenn man sich ein unerreichbares Ziel gesteckt hat.
Verzweiflung ist, so heißt es, die Sünde,
für die es keine Verzeihung gibt,
aber sie ist eine Sünde, die der verderbte,
der schlechte Mensch nie begeht. Der hat immer noch Hoffnung.
Er sinkt nie so zu dem seelischen Gefrierpunkt herab,
der in der Erkenntnis liegt, dass man völlig versagt hat.
Nur der, der guten Willens ist, trägt stets in seinem Herzen die Fähigkeit,
sich selbst in die Verdammnis zu stürzen.“*
Graham Greene, *Das Herz aller Dinge*, 1954

1.1 WO UND WIE LITERATUR ENTSTEHT

Wie schon mehrfach in den Texten dieser Domain getan, beziehe ich mich gern auf Carel van Schaik und Kai Michel und ihr Buch „Das Tagebuch der Menschheit. Was die Bibel über unsere Evolution verrät“ (2015). Sie gehen bei dem, was evolutionär mit den Menschen geschehen ist, von einem 3-Ebenen-Modell der menschlichen Natur aus: 1. genetische Mitgift; 2. kulturelle Produkte wie Gewohnheiten, Konventionen und Mentalitäten, die im Zivilisationsprozess tradiert werden; 3. die Vernunftnatur nach den Vorgaben bewusster Rationalität, die leicht in Widerspruch zu den ersten beiden Naturen geraten kann. Zur genetischen Mitgift zählen sie *Liebe zwischen Eltern und Kindern, den Sinn für Fairness und die Empörung über Ungerechtigkeit und Ungleichheit, die Abscheu gegenüber Inzucht und Kindestötung, die Furcht vor Fremden, die Sorge um die eigene Reputation, das Gefühl, sich anderen nach Geschenken und erhaltener Hilfe verpflichtet zu fühlen, die Eifersucht, den Ekel und den religiösen Sinn*.¹⁵ Diese Basisausrüstung biete eine Art natürliche Moral für das zwischenmenschliche Miteinander, die nur beschränkt erlernt werden muss. Die genetische Variabilität lasse individuelle Ausformungen zu, die aber an den Rahmen der nomadischen Gruppe – etwa noch heutiger indigener Stämme in den Regenwäldern der Tropen – gebunden bleiben, ohne den es keine Überlebenschancen gebe. Es handle sich um sozial reiche, aber materiell arme Verhältnisse, denen das Eigentum einzelner etwa in Form von Vieh- oder Grundbesitz noch fern liegt. Erst mit dem Sesshaftwerden tritt das Eigentum auf den Plan und an die Stelle der Gruppe die patrilineare Familie. Diese drängt mit konkurrierenden gleichgesinnten Familien auf Regelungen der Besitzstandswahrung und der Vererbung.

Damit ist eine zweite Ebene des Zusammenlebens zur Steuerung sozialer Energien erreicht. Diese zweite Ebene ist von Anfang an von der Eigentumbildung durchtränkt und damit von der Macht und Stärke der Besitzenden und der Ohnmacht der Eigentumslosen. Jetzt geht es darum, Gewohnheiten, Konventionen und Mentalitäten zu schaffen, die diese Eigentumsverhältnisse und ihre Weitergabe garantieren. Individuelle Ausformungen bereichern jetzt nicht mehr das zwischenmenschliche Miteinander der nomadischen Gruppe, sondern sie kanalisieren sich entweder in die entstehenden familiengebundenen Eigentumsstrukturen oder werden konfliktträchtig. Konfliktträchtigkeit bedeutet Eigensinn und Aufsässigkeit, enthält jedoch auch ein Potential für die Ausbildung der Vernunftnatur, mit der die in der Eigentumbildung zu Tage tretenden Konflikte auf eine Änderung der Gewohnheiten, Konventionen und Mentalitäten der zweiten Ebene ausgleichend einwirken können. Ist der jeweilige Machterhalt unter den veränderten Gegebenheiten der zweiten Ebene möglicherweise

¹⁵ Schaik/Michel, wie Anm. 5, S. 29.

besser abgesichert, ist der Vernunftnatur leichter zur Konfliktvermeidung zu folgen, als wenn die potentielle Aufsässigkeit sich über die Vernunftnatur hinwegsetzt und die gesamte auf der zweiten Ebene geschaffene Ordnung etwa in einer Revolution oder in einem Bürgerkrieg zerstört.

In den individuellen Ausformungen genetischer Variabilität zeigt sich also auf Ebene 2 anders als auf Ebene 1 die *Instanz* des Gewissens, die auf Ebene 2 im Kollektiv auftritt und eine Gewissensbildung betreibt, die die allgemeinen Gewohnheiten, Konventionen und Mentalitäten in verinnerlichte Gebote verwandeln soll. Dabei ist immer die Herrschaft weniger über die Mehrheit vorzusetzen, selbst wenn von „Volksseele“ die Rede ist. Das Gewissen als personale Instanz taucht jetzt als eine individuelle Ausformung auf, die in Gehorsam eingebunden werden muss, wie Goethes Ballade es am Kinde zeigt, das sich dem Zwang des Kirchgangs beugen muss. Wird das Individuum mit Namen sichtbar, muss es entweder Herrscher oder mächtiger als etablierte Herrschaft sein, wenn es sich verselbständigen will, oder sich zurückhalten, um nicht aufzufallen, wie es Fontanes Sinngedicht empfiehlt.

Was die Durchsetzung von Konventionen auf Ebene 2 unter Zuhilfenahme von Ebene 3, und zwar im Sinne diktatorischer Herrschaft, die die Vorgaben bewusster Rationalität in ihre Verfügungsgewalt nimmt, heißen kann, sei an zwei Beispielen demonstriert. Zunächst ein Ausschnitt aus einer Himmlerrede über Homosexualität vom 18. Februar 1937:

„Wir haben in der SS heute immer noch pro Monat einen Fall von Homosexualität. In der gesamten SS werden im Jahr ungefähr acht bis zehn Fälle vorkommen. Ich habe mich nun zu Folgendem entschlossen: Diese Leute werden selbstverständlich in jedem Fall öffentlich degradiert und ausgestoßen und werden dem Gericht übergeben. Nach Abbüßung der vom Gericht festgesetzten Strafe werden sie auf meine Anordnung in ein Konzentrationslager gebracht und werden im Konzentrationslager auf der Flucht erschossen. Das wird jeweils dem Truppenteil, dem der Betreffende angehört hat, von mir durch Befehl bekannt gegeben. Dadurch hoffe ich, daß ich diese Art von Menschen aus der SS auch bis zum letzten herausbekomme, um wenigstens das gute Blut, das wir in der Schutzstaffel haben, und diese werdende Gesundheit blutlicher Art, die wir für Deutschland groß ziehen, frei zu halten.“

In der bekannten Verfilmung eines Romans von John Ball von 1967 [In der Hitze der Nacht](#) geht es nicht um Homosexualität, zu der sich zu bekennen tödlich enden kann, sondern um den „Makel“, eine schwarze Haut zu haben und in den Südstaaten der USA zu leben. Der in Philadelphia verbeamtete schwarze Polizeiermittler Virgil Tibbs, der auf einer Zugreise in den Süden auf dem Bahnhof einer Kleinstadt umsteigen und auf den Anschlusszug warten muss, gerät in einen Verbrechenzusammenhang, in dem er als erster des Mordes an einem Weißen verdächtigt und verhaftet wird. In dem Augenblick, wo er auf dem Polizeirevier seine Identität nachweisen kann und sich der rassistische Sheriff in Philadelphia rückversichert hat, soll er, wieder auf freien Fuß gesetzt, seine Ermittlungsfähigkeiten für den Sheriff unter Beweis stellen. In der südstaatlichen Öffentlichkeit hat er aber gerade wegen seiner „weißen“ Position in schwarzer Haut ständig damit zu rechnen, auf der Straße in einen Hinterhalt zu geraten und als „Nigger“ straflos *auf der Flucht*, also hinterrücks erschossen zu werden.

Im Falle von Homosexualität tut das personale Gewissen gut daran, das Individuum zum Verbergen seiner Neigungen anzuhalten, weil ihm die Vorgaben bewusster Rationalität zum Einfordern seiner ganzheitlichen Menschenwürde in den Tod führen würden. Aber wie soll man sein Schwarzsein verbergen? Schwarz zu sein in den Südstaaten kann auch im 21. Jahrhundert immer noch ein Verhängnis sein, dem das Fremdsein von Ebene 1, verbunden mit dem spontanen Ekel, so anhaftet, dass es auf Ebene 2 nicht in die Gewohnheiten, Konventionen und Mentalitäten „weißer“ Überheblichkeit integriert wird, weil zu diesem Kanon des sozialen Regelwerks gehört, dass Schwarze ins Ghetto abzuschieben sind und dort zu bleiben und zu leben haben.

Am Schnittpunkt von Ebene 2 mit Ebene 3 ist das [Gelassenheitsgebet](#) angesiedelt, in dem es heißt: „Gott, gib mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann, den Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann, und die Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden.“

An diesem Schnittpunkt entsteht aber gewissermaßen seit Urzeiten Stoff für Literatur, wie es die Bibel mit dem Alten Testament und den in ihm enthaltenen Erzählungen bis in die Gegenwart auch in entsprechenden Verfilmungen zeigt. Dabei wird in der Bibel als Dokument der Theologisierung der Lebensformen sichtbar, welchen Aufwandes es bedarf, den Besitz durch von Herrschaft gesetzte Rechte abzusichern und die zehn Gebote durchzusetzen und zur Maxime der Lebensführung zu machen. Ein Schicksal wie das von [Ijob/Hiob](#), den alles Unglück der Welt heimsucht und der sich in alle Unbilden seines Lebens fügt, ist bis ins 20. Jahrhundert literaturfähig geblieben, wie Joseph Roths Roman [Hiob](#) von 1930 zeigt.

Zu seinem personalen Gewissen zu stehen ist also immer eine riskante Angelegenheit, solange die Gegebenheiten von Ebene 2 sich in stabiler Verfassung befinden und Abweichungen nicht dulden. Trotzdem zeigt sich immer wieder in bestimmten Situationen bei einzelnen Individuen die Kraft, dem Spruch seines eigenen Gewissens zu folgen.

Inzwischen fragen auch Verhaltensbiologen nach den Möglichkeiten, aus denen sich ergibt, dass selbst bei Nachteilen und Gefährdungen dem eigenen Gewissen die Treue gehalten wird. Es bedarf also im Individuum vorhandener Kraftquellen, wenn es zu sich selbst stehen will.

Diese Kraftquellen sind zu den Gegebenheiten von Ebene 1 zu zählen. Nach [Bernhard Hassenstein](#) ist nämlich ein gefühlsmäßiger Faktor notwendig, der zum autonomen Handeln führt. Hat dieser Gefühlsfaktor genügend Kraft, kann er sich gegen andere Verhaltensweisen durchsetzen. Im Gewissensartikel bei Wikipedia taucht ein Bezugspunkt auf, der auch Einlass in das „*legalistische Paradigma des Krieges*“ gefunden hat, nämlich dem Individuum angesichts der als kriminell eingeschätzten Energien seines Umfeldes eine Handlungsperspektive zuzugestehen, in der es in Selbstverantwortung seinem Gewissensimpuls folgen kann:

„Untersuchungen zu den ‚Rettern‘, welche vom Tode bedrohten Menschen in Nazideutschland geholfen haben, lassen auf bestimmte Charakterzüge schließen, die als ‚Kraftquellen des Gewissens‘ benannt werden können. Dazu gehören das häufige Lob der Eltern für gutes und richtiges Verhalten, ein enges und gutes Verhältnis zu einem Elternteil, weitere Erstreckung des mitfühlenden Verhaltens, das man an einer Vorbildpersönlichkeit wie zum Beispiel [Albert Schweitzer](#) festmachen kann.“¹⁶

1.2 MACHTSPIELE UND GEWALTRITEN IN JUGENDLICHEN LEBENSWELTEN

In [Kindheit und Jugend in Randzonen der kolonialisierten Lebenswelt](#) wird unter anderem Jugendliteratur von William Golding („Herr der Fliegen“), Agota Kristof („Das große Heft“), Peter Pohl („Nennen wir ihn Anna“) und Janne Teller („Nichts. Was im Leben wert ist“) vorgestellt. Überall geht es darum, wie einzelne dem Zwang der Verhältnisse unter Gleichaltrigen ausgesetzt sind und wie machtsüchtige Jugendliche im Schatten der Erwachsenenwelt und ihrer bestellten Erziehungsfunktionäre ihre Konventionen und Gewohnheiten auf Kosten von immer wieder neu ausgesuchten Opfern zu stabilisieren versuchen, oder darum, wie Jugendliche sich im Experiment selbst Gewalt antun, um dem Schmerz der Erwachsenenwelt nicht mehr hilflos ausgeliefert zu sein, wofür Agota Kristof ein Beispiel gibt.

16 Siehe Abschnitt „Kraftquellen des Gewissens“ im Artikel [Gewissen](#).

Auch auf diesen Bereich richtet sich zunehmend der kritische Blick einer um Aufklärung bemühten Öffentlichkeit, ähnlich dem im 20. Jahrhundert erfolgenden allmählichen Vorgehen, bestimmte Kriege und Kriegstaten als kriminell zu brandmarken.

Dazu ein Beispiel aus Frankreich:

Ein wichtiges Ereignis im Jahresablauf ist „la [Rentrée](#)“ ab Mitte September nach den langen Sommerferien. Schule, Wirtschaft und Kultur stimmen sich auf die kommenden zehn Monate ein. Was in den Schulen und ihnen nachfolgenden Bildungseinrichtungen im Oktober geschieht, wird seit den 1990er Jahren zu einem immer wieder in den Medien aufgegriffenen Thema. Denn zur „rentrée“ gehört in den Schulen, aber vor allem in den Bildungsetablissemments, in denen die künftige *Elite* für alle wichtigen öffentlichen Bereiche bis zum Militär ausgebildet wird, ein Ritual, das eigentlich seit den 1920er Jahren verboten ist, aber 1997 Eingang in das Strafgesetzbuch finden musste, weil das Verbot allein schnell wieder vergessen worden war: die berüchtigte „[Bizutage](#)“¹⁷. Aber auch das Strafgesetz bewirkte wenig. Am 27. Januar 2017 musste es nachgebessert und verschärft werden: *„Hors les cas de violences, de menaces ou d'atteintes sexuelles, le fait pour une personne d'amener autrui, contre son gré ou non, à subir ou à commettre des actes humiliants ou dégradants lors de manifestations ou de réunions liées aux milieux scolaire, sportif et socio-éducatif est puni de six mois d'emprisonnement et de 7 500 euros d'amende. (Über gewalttätige Vorfälle, sexuelle Androhungen oder Übergriffe hinaus wird die Tat bestraft, die darin besteht, eine Person, ob mit oder gegen ihren Willen, dazu zu bringen, erniedrigende oder herabwürdigende Handlungen bei Zusammenkünften, die an das schulische, sportliche oder sozialerzieherische Milieu gebunden sind, zu erleiden oder selbst auszuführen. Die Strafe besteht in sechs Monaten Haft und 7500 Euro Geldstrafe.)*

Im September 2017 erfolgten in den Medien Berichte über weitere gravierende Vorfälle, etwa an der medizinischen Fakultät von Caen. Dennoch ist es schwierig, alle Vorfälle zu registrieren, da unter den Beteiligten in der Regel das Schweigegebot gilt, das ihre Machenschaften schützen soll. So werden in der Presse auch Parallelen zum Verhaltenskodex der Mafia gezogen, der die [Omertà](#) beinhaltet, die nicht nur über die [Initiationsrituale](#) verhängt ist.

Seit 1997 gibt es jedoch auf die Initiative eines jungen Philosophielehrers hin ein besonderes Komitee, das sich der Prävention gegen die „bizutage“ verschrieben hat, das [CNCB: Comité national contre le bizutage](#). Jährlich werden anlässlich der „rentrée“ Flyer ausgegeben, in denen dargestellt wird, wie „bizutage“ funktioniert, welche Sanktionen verhängt werden, warum es wichtig ist, das Schweigegebot zu durchbrechen, an wen Beteiligte bzw. Opfer sich wenden sollen und dass es vor allem wichtig ist, über das Vorgefallene offen zu sprechen. Zur Hilfe für Betroffene oder andere Zuträger werden Kontakte über Telefon angeboten. Auf der Rückseite des Flyers geht es zum einen um die „Bizuteurs“ und das, was ihnen zu entgehen ist, und zum anderen um ihre Opfer:

„Was sagen die Bizuteurs und diejenigen, die sie unterstützen oder machen lassen?“

- Man hat niemanden dazu gezwungen, sich an der ‚bizutage‘ zu beteiligen.

(◇ *Es ist trotzdem ein Vergehen, selbst wenn die Beteiligten einverstanden sind. Sie können Nein sagen, selbst wenn das schwerfällt.*)

- Wir hatten viel Spaß: Alle waren zufrieden, die ‚bizutage‘ ist eine schöne Erinnerung.

(◇ *Einige werden durch die Erniedrigungen traumatisiert sein, und die ‚bizutage‘ wird für sie eine abscheuliche Erinnerung.*)

- Niemand hat sich geweigert oder Klage erhoben, also gibt es kein Problem.

17 Eine erste breitgestreute wissenschaftliche Bestandsaufnahme erschien 1992: Marie-Odile Dupé (Hg.), *Bizutages: Rite festif? Dévouement sadiques?*, arléa – corlet, Paris 1992, in der Reihe „Panoramiques“.

(◇ *Das Schweigegebot ist schwierig zu durchbrechen, aber regelmäßig kommt es zu Gerichtsverfahren. Jedes Jahr verlassen Schüler ihr Etablissement, und andere werden in Kliniken eingewiesen.*)

- Die ‚bizutage‘ ist durch ein ‚Integrationswochenende‘ ersetzt worden.

(◇ *Manche glauben zu Unrecht, dass es genüge, den Namen der Ereignisse bei der ‚rentrée‘ abzuändern oder aus dem Etablissement zu verschwinden, wenn die Anwendung des Gesetzes droht.*)

- Es geht darum, die Tradition der Schule zu bewahren.

(◇ *Alle Traditionen sind es nicht wert, aufbewahrt zu werden. Die von den Bizuteurs vorgeschlagenen Riten sind oft herabwürdigend, erniedrigend und beeinträchtigen die menschliche Würde.*)

- Das ist ein gutes Mittel, eine Gruppe zusammenzuschweißen.

(◇ *Von der Erniedrigung zum Empfangenwerden: jemanden der ‚bizutage‘ auszusetzen, heißt, ihn zu etwas zu zwingen, integrieren aber heißt, etwas zusammen zu tun.*)

Was sagen die Opfer?

- Man machte uns weis, dass es sich um ein Integrationswochenende handle.
- Man hat uns dazu gezwungen, Toilettenpapier und Päservative zu verkaufen, wobei wir blödsinnige Kleidung tragen mussten, damit man sich über uns lustig mache.
- Man hat uns Alkohol zu trinken gegeben, wobei es zu einigen Koma-Ereignissen kam.
- Ich hatte den Eindruck, keine andere Wahl zu haben.
- Ich erinnere mich nicht mehr daran, was mit mir geschah, nachdem man mich alkoholisiert hatte.
- Ich schämte mich für das, was man von mir verlangte, aber aus Angst vor Repressalien habe ich mitgemacht.
- Anfangs fand ich es lustig...
- Ich würde gern anzeigen, was geschehen ist, aber ich wage es nicht zu erzählen. Es war obszön.
- Diejenigen, die sich beschwerten, werden als Verräter betrachtet und in Verruf gebracht.
- Ich wurde gezwungen, das Etablissement zu verlassen.
- Noch Jahre später wird es mir bei jeder ‚rentrée‘ übel.
- Nach einer langen Psychotherapie gelingt es mir endlich, darüber zu sprechen.“¹⁸

Was im Französischen die „bizutage“ ist im Englischen das „[Hazing](#)“, im Russischen die „[Dedowschtschina](#)“.

Im Umfeld dieser Gewalttaten oder harmloseren Abarten hat sich ein entsprechendes Vokabular angesiedelt, um diejenigen, die das Schweigegebot durchbrechen, an den Pranger zu stellen. Dieses Vokabular gehört auch in die Sprache der Erwachsenen und taucht überall auf, wo bestimmte Gruppen innerhalb der kolonialisierten Lebenswelt sich wegen befürchteter Benachteiligungen etwa durch Vorgesetzte bemühen, nicht nach außen dringen zu lassen, worüber ihre Mitglieder ein stillschweigendes Einverständnis hergestellt haben. Im Deutschen etwa gibt es folgende Wörter, mit

18 Siehe http://www.contrelebizutage.fr/cncb_pictures/site/files/CNCB%20Plaque%2030%2006%202017.pdf.

DAS GEWISSEN DER MENSUR IST DAS GEWISSEN DER MENSUR, DAS GEWISSEN VON SKULL & BONES IST DAS GEWISSEN VON SKULL & BONES, DAS GEWISSEN DER MARAS IST DAS GEWISSEN DER MARAS:



Mensur (Studentenverbindung)



Skull & Bones¹⁹



Siehe Mara (Jugendbande), Mara Salvatrucha, 18th Street Gang

¹⁹ Alexandra Robbins, *Bruderschaft des Todes. Skull & Bones, der Geheimorden hinter George W. Bush*, aus dem Amerikanischen von Andrea Panster, Diederichs (Hugendubel), Kreuzlingen/München 2003.

denen Menschen, die sich nicht an die Regeln der Gruppe halten, verunglimpft werden: „Verräter“, „Petzer“, „Denunziant“, „Kameradenschwein“²⁰, „Kollegensau“, „31er“, „Nestbeschmutzer“.

Im deutschsprachigen Raum ist als Erster der Schweizer Lehrer [Hans Zulliger](#) auf solche Zusammenhänge in den von ihm unterrichteten Klassen gestoßen und hat sie autodidaktisch für sich aufzuarbeiten versucht. Am Anfang stand etwa folgende Wahrnehmung: *„Man glaubt als Lehrer immer wieder, wenn man zu seinen Schülern in einem guten Gefühlsverhältnisse steht, Zusprüche, wie ich sie machte, würden wirksam, nützten etwas. Ich weiß nicht, wie alt man werden und wie viele gegenteilige Erfahrungen man machen muss, bis man dieser Täuschung nicht mehr erliegt...“*²¹

Hans Zulliger hat damit gewissermaßen eine neue Wissenschaftsrichtung initiiert, die inzwischen in der westlichen Welt zum Standard nicht nur der pädagogischen Diskussion und Beschäftigung geworden ist: die [Ethnographie](#) sozialer Welten. Im englischen Wikipedia-Artikel „[Hazing](#)“ gibt es im Vergleich zu deutschem und französischem die umfangreichste Darstellung zur Geschichte und zum Phänomen dieser Gewalttriale und sogenannter „Übergangsriten“ in den Jugendwelten weltweit. Außerdem gibt es eine ausführliche Liste über die Toten in den USA, die seit dem 19. Jahrhundert dem „Hazing“ zum Opfer gefallen sind. In Deutschland wurde die Erforschung dieser Lebenswelten vor allem von Jürgen Zinnecker betrieben.²² 2000 fasste er seine Ergebnisse und Ziele künftiger Forschung in einem Aufsatz unter der Überschrift „Soziale Welten von Schülern und Schülerinnen. Über populäre, pädagogische und szientifische Ethnographien“²³ zusammen. Am Schluss schreibt er:

„Wissenschaftliche Ethnographien vom Schüler sollten [...] auch in Zukunft zu einer von Traditionsbrüchen gekennzeichneten und mit anderen, nicht legitimierten Expertengruppen geteilten Forschungsrichtung zählen. Die positive Einschätzung könnte dahingehend lauten, dass die Lebenswelten von Schülern eine von vielen geteilte Erfahrung darstellen, die von erheblicher biographischer Relevanz ist. Es ist also zu erwarten, dass das Interesse an der eigenen Schülerzeit wie auch an fremden Schülerwelten und an lebhaften Deskriptionen und relevanten Deutungen nicht nachlassen wird. [...]“

Vor der wissenschaftlichen Beschäftigung waren die Lebenswelten von Schülern als von vielen geteilte Erfahrung längst in der Literatur angekommen und sind in der deutschen Literatur vor allem an die Namen von Robert Musil („[Die Verwirrungen des Zöglings Törleß](#)“, 1906), Hermann Hesse („[Unterm Rad](#)“, 1906), Robert Walser („[Jakob von Gunten](#)“, 1909) und Ödön von Horvath („[Jugend ohne Gott](#)“, 1938) gebunden. Ein französischer Klassiker stammt von Louis Pergaud: „[Der Krieg der Knöpfe](#)“ (1912).

20 Das ist ein Begriff, den in der Regel Soldaten kennen. Entscheidend für den Begriff sind Kleingruppenerfahrungen. (Siehe dazu: [Heiliger Geist](#), [Dedowschtschina](#), [Entlassungskandidaten](#)). Deshalb sei an das Buch von Sönke Neitzel/Harald Welzer, *Soldaten: Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben*, Fischer, Frankfurt a. M. 2011, erinnert. Herfried Münkler schreibt dazu in der FAZ v. 10. Mai 2011: *„Nicht politische Ideologien, sondern Kleingruppenerfahrungen sind entscheidend für die Kampfkraft von Soldaten, ihre Tötungsbereitschaft wie ihre Durchhaltefähigkeit. Neben dem Vertrauen in die Kompetenz der Offiziere ist es vor allem die Erfahrung von Kameradschaft, die eine Truppe zusammenhält und sie auch dann noch weiterkämpfen lässt, wenn die politisch-militärische Lage aussichtslos geworden ist. Diese klassische Einsicht der Militärsoziologie wird auf der Grundlage neuer Quellen nun auch wieder für die Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg geltend gemacht, und dies gilt, so der Historiker Sönke Neitzel und der Sozialpsychologe Harald Welzer, auch und gerade für den Krieg der Wehrmacht im Osten. Die nationalsozialistische Ideologie, die Gegenüberstellung von Herren- und Untermenschen sowie der Antisemitismus haben danach für das Agieren der deutschen Soldaten eine weit geringere Rolle gespielt, als dies zuletzt in vielen Publikationen behauptet worden ist“* (FAZ, 10.5.2011).

21 Hans Zulliger, *Horde, Bande, Gemeinschaft*, Klett, Stuttgart 1961, Kap. 8.

22 Siehe http://www.soziologie.de/uploads/media/Nachruf_Juergen_Zinnecker_Sektion_Soziologie_der_Kindheit.pdf.

23 Vgl. : http://www.pedocs.de/volltexte/2012/6918/pdf/ZfPaed_5_2000_Zinnecker_Soziale_Welten_Schueler.pdf.

1.3 MACHTSPIELE UND GEWALTRITEN IN ZWEI JUGENDROMANEN DER GEGENWART

1.3.1 GRAHAM GARDNER: „IM SCHATTEN DER WÄCHTER“ (2003/2004) ODER DAS GEWISSEN DER WÄCHTER IST DAS GEWISSEN DER WÄCHTER

Dieser Roman – englisch „Inventing Elliot“ – ist ein Erfolgsbuch. 2005 wurde er von der Jugendjury mit dem Deutschen Jugendliteraturpreis ausgezeichnet. Auf der Rückseite des Einbandes wird aus einer Rezension im Westdeutschen Rundfunk zitiert: *„Ein packendes und sehr intensives Buch über Macht, Vergeltung, Angst und den Kampf mit dem eigenen Gewissen.“* Wüsste man nicht, dass es um Jugendliteratur geht, würde man das Buch aufgrund dieser Beschreibung eher der Erwachsenenliteratur zuordnen. Hier scheint aber zu gelten, dass gute Jugendliteratur auch Lesestoff für Erwachsene ist. Das braucht nicht zu verwundern, da Zimmerer ja davon ausgeht, *„dass die Lebenswelten von Schülern eine von vielen geteilte Erfahrung darstellen, die von erheblicher biographischer Relevanz ist.“* Dass Graham Gardner auch die Absicht hat, jugendliche Lebenswelt sich in klassischer Erwachsenenliteratur brechen zu lassen, geht aus seinem Vorspann hervor. Vor den „Prolog“ setzt er als Motto einen Satz aus George Orwells [„1984“](#): *„Der Zweck der Verfolgung ist die Verfolgung. Der Zweck der Folter ist die Folter. Der Zweck der Macht ist die Macht. Fangen Sie nun an, mich zu verstehen?“*

Von Anfang an ist also klar, dass es Gardner in „Im Schatten der Wächter“ um die Schilderung einer Parallelwelt geht, wie sie von Schülern als ihr eigener Anteil an dem, was in der pädagogischen Forschung zur Schule [„Heimlicher Lehrplan“](#) genannt wird, geschaffen wird. Das kennzeichnet bereits die weiter oben aufgezählten literarischen Werke zu Beginn des 20. Jahrhunderts, wobei immer deutlich ist, dass dieser Anteil am „Heimlichen Lehrplan“ in die Veranstaltung von Schulerziehung hineinreicht und ohne sie nicht zu denken ist. Denn *„Erziehung impliziert immer ein Gewaltverhältnis von Menschen über Menschen, in der Regel ein Gewaltverhältnis der Erwachsenen bzw. bestimmter Erwachsener (Eltern, Lehrer) über Kinder und Jugendliche... Es zwingt die Nachwachsenden zur Anpassung an die jeweils für gültig erachteten Regeln und Normen. Solange über diese Einigkeit herrscht, bleibt auch das erzieherische Herrschaftsverhältnis unproblematisch.“*²⁴ Die Parallelwelt von Schülern und Jugendlichen besteht gewissermaßen aus einer mimetischen Wiederholung dieses *erzieherischen Herrschaftsverhältnisses*, indem sie es jedoch zum Schrecken nicht nur der betroffenen Opfer ganz roh hervortreten lässt, sondern diese Mimesis zum Erschrecken in der kritisch aufmerkenden und möglicherweise skandalisierten Erwachsenenwelt führt, wenn sie davon erfährt.

Gardners Ausgangspunkt ist eine Schlägerei, in deren Mittelpunkt Elliot Sutton steht, die Hauptfigur des Romans:

„Prolog

Die letzte Stunde war vorbei. Er war schon fast zum Tor hinaus. Da packten sie ihn und schleppten ihn zurück zu den Umkleidekabinen hinter der Schule. Kevin Cunningham. John Sanders. Steven Watson. Jeder von denen war alleine schon schlimm genug. Die drei zusammen waren schrecklicher als alles, was er sich hatte vorstellen können.

Sie stießen ihn mit dem Rücken gegen die Wand und hielten seine Arme fest. Kevin schob sich ganz dicht an ihn heran, bis sein Atem Elliots Gesicht streifte.

„Hallo, Elliot. Hast du gedacht, wir hätten dich vergessen?“

Er sagte nichts. Jede Reaktion würde alles noch schlimmer machen.

„Antworte, wenn man mit dir spricht.“

²⁴ Hermann Giesecke, *Einführung in die Pädagogik*, Juventa, München ²1970, S. 68. – Was das Gewaltverhältnis in der Bundesrepublik bis in die 1970er Jahre für Auswirkungen haben konnte, bedurfte besonderer Aufarbeitung und schließlich zugestandener finanzieller Reparationen für die Geschädigten: siehe [Heimerziehung](#).

„Nein.“

„Nein was?“

„Nein - ich habe euch nicht vergessen.“

„Du bist ein Verlierer, Elliot, weißt du das?“

„Das... weiß ich.“

Kevin lächelte. „Es gibt einen Ort für Typen wie dich, Elliot. Man nennt ihn Müllhalde. Warum tauchst du immer wieder in der Schule auf? Du weißt doch, dass wir auf dich warten, um dich dahin zurückzubringen, wo du hingehörst.“ Er beugte sich vor und riss die Brusttasche von Elliots Jackett ab. Sie hing da wie eine tote Zunge.

Dann machte er dasselbe mit den anderen Jackentaschen.

Einen Moment lang fühlte Elliot gar nichts. Doch mit einem Mal bewegte sich etwas in ihm, als hätte man einen Schalter umgelegt. Plötzlich, unerklärlich und erschreckend, explodierte ein weiß glühender Zorn, etwas, das Elliot noch nie erlebt hatte. Die Wut fraß sich durch ihn hindurch, geriet außer Kontrolle, wurde zu einem brüllenden Feuersturm, zu der Raserei eines Wahnsinnigen. Er riss sich von den Händen los, die ihn gepackt hatten, stürzte sich auf Kevin und schlug ihn, schlug ihn, schlug ihn - wieder und wieder und wieder..

„Ich bring dich um, ich bring dich um, bring dich um, bring dich um!“

Sie zerrten ihn zurück und warfen ihn wieder gegen die Wand. Sein Hinterkopf schlug gegen die Kacheln und ihm wurde übel.

Langsam stand Kevin auf. Er wischte sich das Blut von seinem Mund. „Das wirst du bereuen“, sagte er. „Sehr sogar.“

Elliots Zorn war verflogen. Er spürte nur noch eine wohlige Taubheit in seinem Innern. Alles stand jetzt klar und deutlich vor ihm. Schon bald würde er tot sein. Aber in Wirklichkeit hatten sie ihn bereits vor langer Zeit umgebracht. Also konnten sie ihm gar nicht mehr wehtun.

„Ihr könnt mich nicht umbringen“, sagte er. „Ich bin doch schon tot.“

Der erste Schlag traf ihn direkt über dem Herzen und es tat überhaupt nicht weh.

Ihr könnt mich nicht verletzen. Ich bin doch schon tot. Tot.

Aber dann folgte der zweite Schlag, auf die Seite seines Kopfes, und der dritte, genau dorthin, wo der erste gelandet war.

Und sehr bald kamen die Schmerzen.

Aber ihr könnt mir nicht wehtun, dachte er. Ich bin schon tot.

Der Schmerz wurde stärker - ein warmes Pochen, das sich langsam ausbreitete.

Dann explodierte eine thermonukleare Bombe in seinem Kopf und er fiel. Und fiel. Und fiel. Und schließlich kam die Erlösung. Er starb.“

Die Haupthandlung setzt ein, als Familie Sutton infolge dieses Ereignisses den Wohnort gewechselt hat, um ihrem Sohn einen neuen Anfang in einer anderen Schule, in der ihn niemand kennt, ermöglichen zu können. Elliot ist Einzelkind im Jugendalter.

In immer wieder eingestreuten Rückblenden erfährt der Leser Einzelheiten zur Vorgeschichte. Sein Vater ist behindert und lebt zu Hause. Er hatte sich mit seinem Beruf gerade selbständig gemacht, sein Geschäft gedieh, und er verbreitete Optimismus und übermittelte seinem Sohn, wie er das Leben meistert und wie es sein Sohn ihm nachtun solle. Er wird eines Tages jedoch Opfer eines Überfalls, bei dem er krankenhaureif geschlagen wird. Als er nach Hause entlassen wird, ist er arbeitsunfähig und nicht mehr der, der er zuvor noch war. Aus Geldmangel kommt es zu einem ersten Umzug in eine billigere Wohnung und Elliots Wechsel in eine andere Schule, wo er, weil er klein und mager ist, in die Rolle des Opfers gerät, in der ihn der Leser kennenlernt.

Sein Vater verbringt sein Leben untätig zu Hause. Elliot sieht von ihm meistens nur den Kopf von hinten, wenn er im Sessel den ganzen Tag über vor dem Fernseher versinkt. Seine Mutter muss sich darauf einrichten, die Familie zu ernähren und für Ehemann und Sohn zu sorgen. Auf das, was ihrem Sohn widerfuhr, reagiert sie mit einem weiteren Wohnortwechsel, weil ein Wechsel in eine weiter entfernte Schule sie über das nötige Fahrgeld zu teuer gekommen wäre. Dass sie für ihren Sohn in der alten Schule selbst etwas tun könnte, ist ihr nur einen Anruf an die Schulleitung wert. Denn als sie sich beschwert, wird sie mit der Antwort beschieden, dass der Kampf nicht Angelegenheit der Schule sei, da er nach der Schule auf anderem Gelände stattgefunden habe. Außerdem lasse sich kein unbeteiligter Zeuge finden.

Vielmehr hat sie mit ihrem Anruf ihrem Sohn nur geschadet. Kevin, der ihn so zugerichtet hat, wird vom Direktor angesprochen und verwarnt. Elliot gilt daraufhin als Verräter und Elternbaby. Das hat zur Folge, dass er unauffälligeren Schikanen ausgesetzt wird, die ihm das Leben in der Schule zu einer anderen, nicht minder schlimmen Hölle machen. Mit großem Erfindungsreichtum lassen sich die Schüler aus dem Umfeld Kevins auf ausgeklügelte Bosheiten und Grausamkeiten ein, denen Elliot nichts entgegensetzen kann und denen er seiner Mutter gegenüber schweigt. Da ihr aber die stummen Nöte ihres Sohnes nicht verborgen bleiben, entschließt sie sich zu einem völlig neuen Anfang ihrer Familie in einer anderen Stadt.

Sie bekommt am neuen Wohnort zwei Arbeitsplätze: einen in einer Putzkolonie und den anderen als Pflegekraft in einem Altenheim, wo sie in der Regel Schichtdienst macht. Elliot bleibt die meiste Zeit sich selbst überlassen, obwohl seine Mutter ihm immer wieder zeigt, wie sehr sie ihm zugetan ist. Aber es fehlt eben die Zeit für ein Familienleben, in dem der Vater nur noch eine stumme Randfigur ist.

Elliot muss allein sehen, wie er sich in die neue Familiensituation und die neue Schule hineinfindet. In den letzten Tagen der Ferien bereitet er sich mental auf die neue Schule vor. Die Angst, die ihn beständig heimsucht, versucht er mit Autosuggestion in den Griff zu bekommen, indem er sich immer wieder dazu auffordert, „*positiv*“ zu denken. Mit seinem Vater konnte er seine Leidenschaft fürs Lesen teilen. Sie gingen zusammen am Wochenende in die Bücherei, „*und Elliot las leidenschaftlich gern, solange er denken konnte. Wenn er sich in ein Buch vertiefte, versank er in einer anderen Welt, im Innern einer Geschichte. Eine kurze Zeit lang ließ ihn die Wirklichkeit in Ruhe*“.

Jetzt, während der Vorbereitung auf die neue Schule, ist er dabei, sich neu zu erfinden, was er zunächst über ein anderes Outfit in entsprechend modebewusster Jugendkleidung zu bewerkstelligen versucht. Seine ganzen Ersparnisse setzt er dazu um, denn von seiner Mutter kann er auf keine diesbezügliche Unterstützung zählen.

„Nachdem er die Sporttasche gekauft hatte, waren für seine Schulausstattung schon über hundert Pfund angefallen, und das, obwohl er Glück gehabt und ein gut erhaltenes Secondhandjackett gefunden hatte. Die Schuhe kosteten weitere vierzig Pfund. Nach seinem Einkauf ließ er sich die Haare schneiden. Anstelle seiner kindisch langen schwarzen Strähnen ließ er sich die Haare an den Seiten abrasieren und sich die Spitzen blond färben.“

Der Kommentar der Mutter fällt sehr distanziert aus, als sie ihn sieht. Für sie ist es hinausgeworfenes Geld. Für Elliot wird es „*vielleicht*“ einen neuen Anfang nach den Weihnachtsferien geben. Die Schule ist das Holminster-Gymnasium. Von außen macht es einen ordentlichen Eindruck. Die Inneneinrichtung zeugt von gutem Geschmack. Er möchte alles anstellen, damit er nicht auffällt, und ein Gesicht in der Menge bleiben. Die Broschüre, die die Schule herausgibt, um sich in der Öffentlichkeit mit ihrer Tradition, ihren Angeboten, erworbenen Pokalen und „*moralischer Erziehung*“ darzustellen, überzeugt Elliot keine Sekunde lang. „*Aber es wäre schön, wenn er die Illusion daran noch festhalten könnte – wenigstens für eine kurze Zeit.*“

Für ihn geht es darum, in der dritten Schule einen Platz zu finden, an dem ihm nicht mehr passieren kann, was ihm zuletzt widerfuhr, nachdem er sich in seiner ersten Schule in einem Freundeskreis, im Unterricht und beim Lernen einigermaßen wohlgeföhlt hatte. „Cool“ bleiben und vor allem „cool“ scheinen soll für ihn der beste Einstand zu seinem Schutze sein.

Die Schule beginnt mit einer morgendlichen Versammlung und einer Ansprache des Schulleiters:

„, Euch allen ein herzliches Willkommen. Ich hoffe, ihr hattet schöne Ferien. Und ein besonders warmes Willkommen für diejenigen, die neu zu uns gekommen sind. Ich bin mir sicher, dass dies ein gutes – nein, ein großartiges – Jahr für das Holminster-Gymnasium werden wird und ich bin mir ebenso sicher, dass jeder von euch das Potenzial besitzt, zu unserem Erfolg beizutragen...‘ Die Worte glitten aus seinem Mund, glatt und ohne Stocken, als ob jeder Satz bis zur Perfektion eingeübt worden wäre. ‚... zur Errichtung und Stärkung der Verbindung zwischen Schule und Gemeinde ... um die glorreiche Geschichte unserer akademischen und sportlichen Erfolge fortzuführen... die Tradition unserer Schule, auf die wir alle so stolz sind...‘

Elliot ließ die Worte über sich hinwegfließen und fragte sich, wann er seiner ersten Prüfung gegenüber treten musste.

Er wusste, dass er nicht lange würde warten müssen.“

Er weiß instinktiv, dass er nicht wird lange warten müssen, obwohl die Schülerschaft einen viel disziplinierteren Eindruck macht als an den Schulen, in denen er vorher war.

So wird er auch bald Zeuge einer Strafaktion, die wie jede andere auf einem unauffälligen, kleinen gelben Zettel auf dem Schwarzen Brett verschlüsselt angekündigt wird und die nach einem Wettspiel in den Duschräumen stattfindet, wo sich der stärkste Spieler der Verlierermannschaft über den schwächsten hermacht. Elliot bleibt Zeuge, weil er zu der Siegermannschaft gehört. Am liebsten möchte er so schnell wie möglich verschwinden, weil die Inszenierung ihm nur zu gut bekannt ist. Auch alle anderen kennen den Ablauf. Elliot hat aber aufgrund seines guten Spiels nur anerkennende Worte auf dem Weg in die Umkleidekabinen gehört. Was ihm jedoch auffällt, ist, dass die angewendete Gewalt gewissermaßen dem disziplinierten Außenbild des Gymnasiums entspricht. Die Aktion vollzieht sich mit dem stärkstmöglichen kalten Duschstrahl, während bereitwillige Zuschauer alle Kleider des Opfers und seine Schultasche in die Dusche werfen. Direkte körperliche Gewalt, die Merkmale hinterlassen würde, wird vermieden.

Als der Trainer auftaucht und den Wasserhahn zudreht, tritt augenblicklich Stille ein. Er sieht sofort, was geschehen ist, weiß, dass der Stärkste, gleichzeitig ein angesehener Spieler in der Schulmannschaft, seine Strafaktion durchführt, misst sich kurz mit dessen standhaltendem Blick, ermahnt aber in die Runde blickend nur alle Anwesenden, sich beim Umkleiden zu beeilen, wenn sie es nicht riskieren wollen, ebenfalls kalt abgespritzt zu werden.

Für den Leser wird über die Wahrnehmung Elliots deutlich, dass der Trainer über den Vorfall so schnell wie möglich hinweggehen möchte. Würde er sich die Mühe machen, dem Beobachteten nachzugehen, würde er den Beginn der nächsten Unterrichtsstunde beeinträchtigen und den geregelten Ablauf des Stundenplans durcheinanderbringen. Auch stünde eine Auseinandersetzung mit dem Initiator der Strafaktion an.

Gleichzeitig kann sich der Leser sehr gut in Elliot als Beobachter hineinversetzen, denn der Autor hat ihn zu seinem Protagonisten gemacht, aus dessen Perspektive er die Handlung sich vollziehen lässt. In Elliot Gedankenwelt kennt er sich gut aus und gibt dessen Ängste angesichts des Geschehens und der in ihm wachgerufenen Erinnerungen so nachvollziehbar wieder, dass der Leser den von ihm arrangierten Spannungsbögen gerne folgt. Was die Lektüre so spannend macht, entspricht eben auch den Leseerfahrungen der Leser, die auch einmal Schüler waren oder möglicherweise noch sind, da der Autor ja auch für zeitgenössische Jugendliche schreibt.

Der Ablauf ist gewissermaßen durch das Geschehen im Prolog und den ersten vier von achtzehn Kapiteln vorgezeichnet. Die Frage ist, wie Elliot sich in die neue Schule einfügen kann, ob sein neues Outfit ihn schützt und er nach seinen schlimmen Erfahrungen inzwischen so viel Selbstvertrauen gewonnen hat, dass er sich den in der jugendlichen Parallelwelt gegebenen Machtverhältnissen stellen kann, ohne von ihnen weiter um sich selbst gebracht zu werden, und er sein Totsein, getarnt durch seine zur Schau getragene Coolness, überwinden kann. Anders gesagt: Wird er es fertigbringen können, das kollektive Gewissen der in ihren Gewohnheiten und Macht- und Ohnmachtsverhältnissen Be- und Gefangenen – nach Schaik/Michel Naturebene 2 – zu überwinden und zu einem personalen Gewissen durchzustoßen, das er gegenüber Ebene 2 demonstrieren und verteidigen kann? Noch anders gesagt: Wird er es ihm ferner gelingen, zu einer Gestalt wie der Junge mit dem Blumenstrauß in Barlachs zweiter Illustration zu Goethes Ballade zu werden und die dominante Dämonie fesselnder Macht zu einem dem Horizont der Selbstverwirklichung fernliegenden und hinter ihm versinkenden Phänomen zu machen?

Die Frage ist nämlich, wie Gardner richtiges Leben im falschen aufzeigen und über welchen Weg er das schriftstellerisch arrangieren kann. Es ist die zentrale Frage danach, ob es eine Alternative zur Macht und der ihnen zum Opfer fallenden Unterlegenen gibt. Deshalb muss dieses Arrangement glaubwürdig sein und den Leser überzeugen.

Elliot's Haltung in der Schule und gerade bei den immer wieder stattfindenden Strafaktionen, bei denen er zugegen ist, macht aufgrund seiner distanzierten Haltung im Unterschied zu den grölenden anderen bald ältere Schüler aus der letzten Klasse auf ihn aufmerksam. Diese älteren Schüler verfügen über ein Beobachtungssystem, für das sie jüngere Schüler als Zuträger in ihre Dienste nehmen. Elliot verströmt nämlich in den Augen der ihm unbekannt bleibenden beobachtenden Mitschüler keinen Opfergeruch mehr. Für ihn selbst ist das deshalb kaum wahrnehmbar, weil er viel zu viel damit beschäftigt ist, seine Angst nicht überhand nehmen zu lassen, zumal er in Träumen immer wieder vom vergangenen Geschehen heimgesucht wird und durchgeschwitzt wach wird.

Die Beobachter tragen nach und nach einiges zusammen, von dem Elliot nicht mitbekommt, dass es von irgendwem gesammelt wird. Dazu gehört gleich zu Anfang des Schuljahres eine Begegnung, in der er offenbar auf die Probe gestellt werden soll und wo er sich vor dem anderen und vor sich selbst bewähren muss. Denn dass er unbemerkt bleiben und niemandem auffallen würde, kann nicht die Antwort darauf sein, dem Opferstatus zu entgehen. Es geht ihm darum, dass er dafür sorgen muss, „dass er auf die richtige Art und Weise bemerkt“ wird. So nähert sich ihm ein Junge mit scharfen Gesichtszügen, freundlich und hinterlistig zugleich. Spontan spürt Elliot, dass er ihm nicht trauen darf:

„Er versuchte, die Übelkeit zu ignorieren, die in seinem Magen hochstieg. ‚Du bist neu hier, stimmt’s?‘ fragte der Junge. Elliot nickte. Unhöflichkeit würde ihm auch nicht weiterhelfen. ‚Wie heißt du?‘ ‚Elliot. Elliot Sutton.‘ Der Junge hob die Augenbrauen. ‚Elliot? Elliot wie Ellie? Ist das nicht ein Mädchennamen?‘ Seine Stimme war immer noch freundlich. Er lächelte in Elliots Augen. Elliot riss sich zusammen und erwiderte das Lächeln. Damit hatte er gerechnet. Wenn er die Herausforderung annahm, konnte er sich genauso gut gleich die Kugel geben. ‚Elliot‘, sagte er fest. ‚Elliot wie Elliot.‘ Ihre Augen trafen sich. Keiner von beiden warf den ersten Stein. Keiner von beiden zog sich zurück. Ein Teil von Elliot war überrascht, dass er es wagte, so für sich einzustehen. Ein anderer Teil dachte: Wenn du das vermasselst, kannst du dich gleich begraben lassen. Du musst standfest sein. Entschlossen. Er darf nicht merken, dass du Angst hast. Plötzlich senkte der Junge seine Augen und streckte die Hand aus. Sein Lächeln wurde noch breiter, wenn das überhaupt möglich war. ‚Okay. Also Elliot. Nett dich kennen zu lernen. Ich bin Oliver.‘ Wie in Trance schüttelte Elliot ihm die Hand.“

Am Nachmittag kommt die nächste Herausforderung, nämlich im Wettspiel seine Mannschaft zu verstärken. Er hat Erfolg, für den er Anerkennung erfährt. Es gelingt ihm vor allem, in seiner Lieblingssportart positiv aufzufallen. Er schwimmt leidenschaftlich gern, am liebsten ohne Wettkampf, wenn er ganz allein im Schwimmbad ist und seine Bahnen zieht. Wenn er seinen Körper im Wasser gleiten spürt, fühlt er sich frei. Schwimmen ist für ihn die selbstverständlichste Kraftquelle. Im Schwimmbad trifft er auf einen anderen einsamen Schwimmer. In ihm erkennt er jemanden, dem bei einer Straffaktion übel mitgespielt wurde und Elliot beim Zuschauen jede Qual am eigenen Leib spürte, ohne dass er sich rühren konnte. Der Höhepunkt besteht darin, dass man seinen Kopf sechsmal in der Kloschüssel versenkt und dabei die Spülung zieht. Elliot hätte eigentlich helfen wollen, aber gleichzeitig beglückwünscht er sich dazu, nicht das Opfer zu sein. Erst nach der Aktion, als sich der Jungenpulk aufgelöst und in der Schule wieder verstreut hat, zeigt er dem Gequälten seine Zugewandtheit. Der kann aber nur noch in reflexhafter Angst panikartig vor ihm zurückschrecken.

Beim Schwimmen kommen sie einander näher. Elliot erfährt, dass er es mit Ben zu tun hat, einem Jungen, der im besseren Viertel wohnt, ebenfalls seinen Vater verloren hat, aber nicht in einer Depression unrettbar versunken, sondern als Luftwaffenpilot bei einem Manöver tödlich abgestürzt. Ben lädt Elliot zu sich nach Hause ein. Bens Mutter empfängt ihn herzlich. Denn sie hofft, dass ihr Sohn endlich einen Freund gefunden haben wird. Elliot geht es genauso. Allerdings achtet er darauf, dass er in der Schule nie mit Ben zusammen gesehen wird. Er vermeidet es auch, auf dem Wege zu Ben von irgendjemandem gesehen zu werden, der damit in der Schule vielleicht gegen ihn hetzen würde. Ben ahnt das und beschränkt sich gern auf ihre Kontakte in der Freizeit und am Wochenende. Er spricht zu Elliots Erstaunen ganz offen über sein Verhältnis zu seinem Vater, den er hasste, weil er von ihm immer wieder Härte verlangte. Er gibt sogar zu, dass er froh ist, dass er tot ist. So kann er seinem Hobby nachgehen, nämlich nach Motiven zu suchen, die er in Schwarz-Weiß fotografieren kann.

Elliot ist solche Offenheit nicht gewöhnt. Sie würde ihn viel zu sehr angreifbar machen. Offenheit ist für ihn ein Eingeständnis von Schwäche. Ja, Bens Offenheit ist ihm sogar peinlich, und er empfindet das, was man umgangssprachlich „fremdschämen“ nennt. Über Bens Offenheit ergibt sich für Elliot jedoch die Möglichkeit, sich über sein Verhältnis zu seinem eigenen Vater klarzuwerden. Seit er nach dem Überfall aus dem Krankenhaus nach Hause gekommen ist, hasst er ihn mehr und mehr. Er spürt sich durch seinen Vater, der ihm früher so begeisternd und so gut zureden konnte, belästigt, weil er in seiner Depression unheilbar versunken ist. Er wünscht sich sogar, dass er sterbe, weil mit dem Unglück des Vaters auch sein eigenes Unglück nach dem ersten Schulwechsel begann.

Aus Ben und Elliot werden gute Freunde. Ein gutes Gefühl stellt sich in seiner Nähe ein, Licht, Wärme und Glück. Allerdings erfährt er, dass Ben mit dem Schuljahresende mit seiner Mutter woanders hinziehen wird, so dass sie sich nicht mehr werden sehen können.

Unterdessen ist er über Oliver in Kontakt mit Schülern gekommen, von denen es heißt, es seien Wächter und verantwortlich für das, was Elliot außerhalb der Unterrichtsstunden beobachtet.

„Oliver lächelte. ‚Keiner, der neu in Holminster ist, weiß, was los ist. Wenn du einer von den weniger Glücklichen bist, findest du es auf die harte Tour heraus – bevor jemand dich aufklärt. Aber weil ich dich mag, werde ich dir rechtzeitig verraten, wie die Dinge hier laufen. Betrachte mich einfach als deinen hilfreichen Führer.‘ (...) ‚Die Wächter sind keine ... Schläger. Du musst sie dir als ... Organisation vorstellen. Die Wächter kontrollieren die Schläger, ich glaube allerdings nicht, dass sie den Ausdruck ‚Schläger‘ besonders mögen. Die Wächter ... organisieren Dinge. Okay. Ich will deutlicher werden: Im Klassenzimmer haben die Lehrer das Sagen, aber draußen besitzen sie keine Macht. Überhaupt keine. Verstehst du? Denn hier draußen ist das Reich der

Wächter. Hier draußen passiert, was die Wächter sagen. Wenn jemand Prügel bezieht, dann nur, weil die Wächter es so wollen. Sie treffen die Auswahl, wer bestraft wird, und sie bestimmen auch, wer die Bestrafung übernimmt. Manchmal wählen sie auch nur diejenigen aus, der bestraft werden soll, und lassen der Natur ihren Lauf. Du weißt, was ich meine.“

Je mehr ihn Oliver ins Vertrauen zieht, desto mehr beobachtet er an sich mit Erschrecken, dass er inzwischen mehrere Rollen spielt. Er meint, mehrere Masken zu tragen: eine gegenüber seinen Eltern, vor allem seiner Mutter gegenüber, die ihm bei all ihrer Arbeit immer wieder einmal versichert, wie er sich bei allem auf sie verlassen könne und sie immer zu ihm stehe; eine nächste, wenn er mit Ben zusammen ist, wo er sich am wohlsten fühlt, aber auf keinen Fall an die Nähe zu den Wächtern erinnert werden darf; die schwierigste den Wächtern und Oliver gegenüber. Da muss er am meisten auf der Hut sein, um nicht seine tiefe Angst zu verraten. Manchmal hat er das Gefühl, nicht mehr richtig zwischen seinen Rollen unterscheiden zu können. In der Schule und bei den Wächtern muss er den Gleichgültigen geben, denn seine verinnerlichte Überzeugung ist, dass man eine Maske aufsetzen und eine Rolle spielen müsse, um zu überleben. Das gilt vor allem bezogen auf die Wächter. Denn die haben Besonderes mit ihm vor. Er soll nämlich in den inneren Kreis aufgenommen werden und die Rolle eines der Anführer, Richards, übernehmen, der die Schule mit dem Schuljahresendes abschließt und der einen würdigen Erben sucht. Er muss nachmittags Trainingsstunden bei Richard absolvieren. Richard glaubt nämlich, Elliot zu kennen, da er seine Sensibilität spürt und durchschaut, was Elliot sich abverlangen muss, den Gleichgültigen zu spielen. Das lässt ihn in seinen Augen besonders geeignet erscheinen, eine Machtposition zu übernehmen, die zur Voraussetzung hat, dass man sich wie Elliot in andere hineinversetzen können muss, einerseits in Mächtige, andererseits in Schwächere, in deren Rolle man keinesfalls geraten möchte. So hat Elliot durchaus ein Sensorium für Macht entwickelt, wie er es sich selbst und Oliver in ihrer ersten Begegnung demonstrierte. Da ging es zunächst nur ums Standhalten und sich nicht ablenken zu lassen. Die Trainingsstunden bei Richard sollen nun dazu dienen, um Elliot auf den Geschmack des Machthabens und Machtausübens zu bringen.

Richard schildert seinen Vater als jemanden, wie er selbst auf keinen Fall einer werden möchte:

„Ich möchte dir erzählen, was mein Vater am Ende eines Tages tut, Elliot. Er kommt nach Hause, schenkt sich einen Whiskey ein und berichtet mir, wie viele Füße er geküsst und wie viele Ärsche er gewischt hat, wie oft er ... Und weißt du was?‘ Richards Stimme wurde weich und so sanft wie ein Raubtier, das im nächsten Augenblick seine Beute reißt. ‚Er genießt es. Ja, wirklich. Das ist seine Vorstellung von einem guten Leben.“

Aber Elliot geht es nicht um Macht. Er möchte nicht herrschen, er will nur alles daransetzen, zu überleben.

Richard möchte ihm etwas anderes vermitteln. Er konfrontiert ihn mit seiner Lesart von „1984“ und empfiehlt das Elliot zur Lektüre. Für Richard geht es in „1984“ genau um das, was er aus Elliots Rolle distanzierter Gleichgültigkeit geschlossen hat: Es geht ums Beobachten, um die Menschen besser kontrollieren zu können. Richards Resümee von „1984“ beschränkt sich auf den Machtaspekt: *„Die Beobachter wollen die Kontrolle haben. Sie wollen, dass die Leute sich vor ihnen fürchten, dass sie tun, was man ihnen sagt, und dass sie genau wissen, WER das Sagen hat. Sie wollen den Leuten klarmachen, wer die Macht besitzt.‘ (...) ‚Die Macht, die die Wächter haben, ist nicht Mittel zum Zweck. (...) Die Macht ist der Zweck, Elliot. Wenn du sie wirklich willst und wenn du sie behalten willst, dann musst du immer daran denken. Und wenn du das tust – und es begreifst –, dann merkst du, wie viel Spaß es machen kann, Macht zu besitzen‘.*

Dieses Selbstverständnis Richards ist das Selbstverständnis der Wächter. Zur Bestärkung liest Richard zu Beginn einer jeden Trainingsstunde für Elliot eine Passage aus dem Roman vor. Richard betont, dass es Holminster war, das sie erschaffen hat (Kap. 11). Holminster gab es schon vor den

Wächtern. Diese aus Holminster entstandene Tradition gilt es fortzusetzen, wozu Richard gern Elliot als Nachfolger hätte. Damit sieht Richard in Holminster als seinem Gymnasium gewissermaßen die Brutstätte für einen Roman wie „1984“: Es geht darum, den Menschen ihren Platz zuzuweisen. Das leistet zum einen das Gymnasium als Institution sozialer Selektion und Chancenvergabe. Zum anderen helfen die Wächter auf brutalere Weise nach. Wie es in „1984“ nichts gebe, was irgendjemand ändern könne außer der Art und Weise, wie man denke, müssten alle lernen, die Dinge so zu akzeptieren, wie sie sind, womit Naturebene 2 als Programm zu fixieren ist. Im Akzeptieren zeige sich wie bei seinem Vater, dass alles leichter wird. *„Genauso wie alle in Holminster akzeptieren, dass wir ihnen ihren Platz in der Gesellschaft zuweisen. Das ist nämlich viel leichter, als Widerstand zu leisten.“*

An späterer Stelle bemüht sich der Schulleiter um Elliot. Auch er erkennt aufgrund ihm zugezogener Beobachtungen in Elliot jemanden, der nicht in der Masse der Schüler untergeht. Von ihm meint er am ehesten erfahren zu können, was es mit ihm zu Ohren gekommenen Gerüchten auf sich hat, dass es in der Schule eine Organisation gebe, die sich „Wächter“ nennen. Gleichzeitig signalisiert er, dass Elliot wegen seines vorbildlichen Verhaltens als Schüler wahrscheinlich der ist, der am wenigsten von diesem Gerücht gehört haben könnte. Nach dieser Vorgabe bringt es Elliot mit der größten Selbstverständlichkeit fertig, dem Schulleiter zu versichern, dass er sich täusche, wenn er diesem Gerücht aufsitze. Es könne sich nur um ein Gerücht handeln, weil er selbst nie eine andere Beobachtung gemacht habe.

Die Handlung nimmt in dem Augenblick eine allmähliche Wendung, als Elliot mit einer ihm bis dahin unbekanntem Schulkameradin zusammenstößt und ihr dabei ein Buch aus der Hand fällt, das Elliot aufhebt, um es ihr wiederzugeben. Es ist „1984“. Sie streckt ihre Hand aus, worauf Elliot nicht reagieren kann, weil er, als er sie ansieht, sprachlos ist. Er stammelt „Entschuldigung“. Er muss um Fassung ringen, weil mit ihm beim Anblick des Mädchens etwas geschieht, was ihn unvermittelt völlig überrascht. Dabei hat er das Buch immer noch in der Hand, denkt an Richard, und es bleibt ihm unerklärlich, wie nach dem, was er in Richards Äußerungen über „1984“ gehört hat, ein Mädchen es lesen kann. Sie empfiehlt es ihm sogar wie Richard zur Lektüre. Er kann sich aber nicht vorstellen, wie er dieses Buch wirklich lesen würde. In Richards Hand und durch seinen Vortrag hat es ihn so abgeschreckt, dass er es nirgends bei sich stehen haben möchte.

Da Wochenende ist, hat er genügend Zeit, was da im Flur und auf dem Schulhof in der Gegenwart dieses Mädchens geschehen ist, und denkt dann, dass es bis Montag wieder vergessen sein wird. Aber sie sitzt im gleichen Englischkurs wie er, wo er sie bis dahin nie bemerkt hat. Sie lächelt ihm beim Wiedersehen zu. Am Nachmittag treffen sie nach Schulschluss wieder aufeinander. Sie stellt sich ihm vor: Louise. Wenn er wolle, könne er sie nach Hause begleiten. Aber sie bringt ihn, wenn er an die Wächter denkt, von denen Louise sicher nichts weiß, in eine ähnliche Situation wie Ben. Für Louise ist diese auch nicht leicht zu bewältigen, da beide damit rechnen müssen, dass sie zusammen, sie zum Gesprächsgegenstand in der Schule werden. Für Elliot kommt erschwerend hinzu, dass die endgültige Mutprobe zur Nachfolge Richards bei den Wächtern ansteht: Er soll unter den 700 Schülern einen auswählen, der für eine Bestrafungsaktion auszuwählen ist. Gleichzeitig soll er entscheiden, welche Strafe das sein wird und wer sie auszuführen hat. Wie soll er das können, wenn er gleichzeitig mit Ben und jetzt auch noch mit Louise zu tun hat?

„Früher einmal war er nur eine Person gewesen – der ursprüngliche Elliot, ein ganz normaler Junge mit einem ganz normalen Leben. Dann war der zweite Elliot dazu gekommen: bedrängt, unterdrückt, schwach und hilflos. Und dann der dritte Elliot: cool, gleichgültig, unberührbar, der zukünftige Wächter. Und jetzt der vierte: derjenige, der er war, wenn er sich mit Ben traf. Und der fünfte: der Elliot, den Louise in ihm sah.“

Die Frage, ob er alle gleichzeitig sein könnte, kann er sich nicht beantworten. Was er aber weiß, ist, dass der Gedanke, Macht zu haben, fast genauso erschreckend ist wie überhaupt keine zu besitzen.

Louise beschäftigt sich auch mit dem Rollenspiel, und zwar wenn sie an „1984“ und an den Protagonisten Winston Smith denkt, in den sie sich hineinversetzt. Was sie leidenschaftlich ergreift, ist, wenn sie sich vorstellt, wie Winston aus freiem Willen sich dem System entgegenstellt. „*Er gehorcht seinem wahren Glauben und riskiert alles. Und damit befreit er sich selbst...*“

Wenn Elliot sie so sprechen hört und dabei an Richard denkt, dann muss es verschiedene Möglichkeiten geben, das Buch zu lesen und zu verstehen. Louise antwortet auf Elliots unausgesprochene Frage, ob Winston denn gewinne.

„*Am Ende besiegen ihn die anderen. Aber bis ihnen das gelingt, ist er frei. Und das ist das Wichtigste. Er denkt nicht so, wie sie es wollen – ER trifft die Entscheidungen, nicht sie. Sie können ihn nicht zwingen. Und als sie gewinnen, als sie ihn dazu bringen, nach ihren Schemata zu denken, gewinnen sie auch nicht wirklich. Denn das kann ihnen nur gelingen, wenn sie ihn zerstören.*“

Elliot ist für sie ein Gesprächspartner, wie es ihn so wenig für sie wie für ihn an der Schule und in ihrem Leben bisher gegeben hat. Das enthüllt sich für Elliot, als er sie über die Schule sprechen hört:

„*Alles hier in Holminster ist so... so gemein, so böseartig. Ich hasse es. Diese blöden Wächter... und all die Jungs, die nur darauf warten, dass wieder so ein schrecklicher gelber Zettel am schwarzen Brett hängt. Und die Mädchen sind auch nicht besser, mit ihrem hinterhältigen Geschwätz und ihrer boshaften Heuchelei. Sie sind alle nur Puppen, völlig seelenlos. Man könnte die ganze Bande morgen gegen einen Satz neuer Puppen austauschen und keiner würde den Unterschied merken. Abgesehen von den Freaks, die sind anders, aber mit denen kann man nichts anfangen. Man kann nicht mit ihnen reden. Sie haben nur Modems im Kopf oder die Relativitätstheorie, oder sie erzählen dir, warum wir alle auf den Mond auswandern sollten...*“

In ihrer Rede erkennt er sich wieder, nur kann er so nicht sprechen, weil er noch in seinem Rollenspiel verheddert ist und immer noch seine Bewährungsprobe für die Wächter aussteht.

Seine Mutter bemerkt seinen Zustand. Als sie ihn anblickt, kann er seine Tränen nicht mehr zurückhalten. Trotzdem kann er ihr nicht sagen, was ihn so bedrückt und zerreißt. Seine Mutter kann ihm nur wieder versichern, dass sie, was immer er getan habe und tun werde, ihn nicht im Stich lassen werde, so wenig, wie sie Elliots Dad, ihren Mann, im Stich lässt.

Als er tags darauf die Schule betritt, sieht er auf dem Schwarzen Brett den kleinen gelben Zettel mit der verschlüsselten Ankündigung der von ihm zu verantwortenden Strafaktion. In seinem Kopf stürzen die Erinnerungen an alle Rollen durcheinander und ohne genau zu wissen, wo er hinget, steht er schließlich vor der Tür des Schulleiters. Dort denkt er an Ben und Louise und wie sie von Winston Smith gesprochen hat.

Was Elliot schließlich tut und welche Folgen sein möglicher Verrat haben würde, gehört als Antwort in den Kopf des Lesers. So viel sollte klar sein: Wenn er mit dem Direktor spricht, tut er es keinesfalls deshalb, weil er in dessen Augen und denen des Kollegiums oder der Schule als Held dastehen möchte. Vielmehr müsste seine Anonymität gewahrt bleiben, deren Risiko darin besteht, dass ihn möglicherweise jemand sieht, wenn er in das Zimmer des Direktors eintritt.

Wenn ich als Leser Gardners Roman beurteile, dann kann ich nur bewundernd sagen, mit welchem Geschick der Autor seinen Protagonisten Elliot sich durch die Handlung manövrieren lässt und wie schlüssig alle Situationen und Ereignisse zusammengeführt werden, so dass Elliots personale Gewissensentscheidung den Zusammenhang instrumenteller Vernunft zum Machterwerb durch-

bricht und den Vorgaben eigener Vernunftentscheidungen zur Ichstärkung und Autonomie folgt. So kann der Leser eigentlich nur einen Schluss für möglich halten – aber Vorsicht: auch für „1984“ gibt es mindestens zweierlei Lesarten, wie Gardner zeigt! Aus der hier mit der Inhaltswiedergabe verbundenen Analyse liegt der Schluss eigentlich nahe. Dieser Schluss würde nicht im Sprechzimmer des Schulleiters sein Ende finden dürfen, denn es hätte Konsequenzen nicht nur für die Schule in Holminster, weil es ein Fragezeichen hinter das gesamte institutionalisierte Schulsystem mit seinen Funktionären setzt. „1984“ ist eine Dystopie. Dieser Roman hat den ganzen Globus zum Schauplatz mit drei verfeindeten Machtblöcken, die in dauerhaftem Krieg miteinander stehen. So hoch ist Gardners Roman nicht angesiedelt. Aber die Parallelen, die er in den Köpfen der Wächter findet, zeigen auf, dass Naturebene 2 mit ihren zwieschlächtigen Einflussnahmen aus der Ebene 3 vor allem dann verhängnisvoll wird, wenn sich Vernunft zum Instrument mehr oder weniger gierigen Machtanspruchs verengt, wie er sich in vielen gesellschaftlichen und politischen Zusammenhängen wiederfindet und sein rohestes Gesicht in den Wächtern oder in anderen Schatteneinrichtungen wie etwa dem der „Bizutage“ zeigt.²⁵

Es ist allerdings empfehlenswert, auf [Robert Cormier](#) und sein Buch „Der Schokoladenkrieg“ (1974 / dt. 1994) zu verweisen.²⁶ Denn Graham Gardner kannte den Roman, als er sein Buch schrieb. So heißt es in der englischen Wikipedia: *„Graham Gardner has said that he could not have written ‚Inventing Elliot‘ in the way that he did without the lead set by ‚The Chocolate War‘. The two books are similar in that they both feature a school ruled by a secret society, but also very different because of the contrasting actions of their respective protagonists. The protagonist of ‚The Chocolate War‘ is a boy who decides to take a stand against conformity; he ‚dares to disturb the universe‘. In contrast, the central character of ‚Inventing Elliot‘; makes an active effort to conform, to fit in. Both characters suffer, but in very different ways and for very different reasons. The boy from ‚The Chocolate War‘ is innocent; before he makes his stand, he does not understand that his actions will represent a real threat to those in power, and that no one will support him. Elliot is far from being innocent: he knows just what the stakes are and what he must do in order to survive, and he uses that knowledge to his advantage.“*

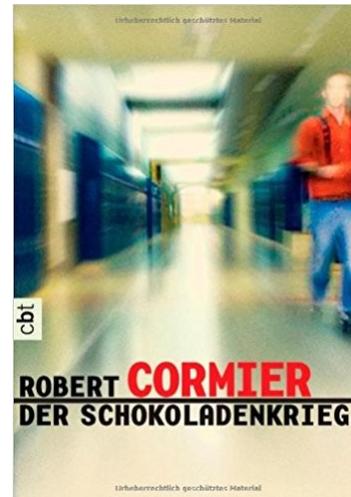
Was wird, wenn Elliot beim Direktor eintritt, nach seiner vorausgegangenen Lüge seine Schilderung von allem, was im Schatten der Wächter geschieht, für einen Eindruck auf ihn machen? Er ist offenbar der erste Erwachsene, der jetzt eingeweiht werden soll, und ist einer, der eigentlich wissen

25 Es versteht sich von selbst, dass „Im Schatten der Wächter“ auf der ständigen Suche nach Stoff zur Schullektüre avancierte, um den Schülern auf vermeintlicher Augenhöhe Angebote zu machen. Dazu gibt es einen Verlag, der Lernhilfen anbietet: „Thema Mobbing und Gewalt – als Schullektüre ab Klasse 8 geeignet. Die Autorin hat das Schülerheft als kompetenzorientiertes Stationenlernen angelegt. Die Stationen richten sich nach dem geforderten Kompetenzaufbau im Fach Deutsch und tragen der angestrebten Selbstständigkeit, Entscheidungsfähigkeit und Teamfähigkeit Rechnung. Durch unterschiedliche Anforderungsniveaus der Stationen ist das Heft in der gesamten Sekundarstufe 1 einsetzbar und sichert Inhalt und Verständnis. Die ergänzende Werkstattstation zeichnet sich durch ihre motivierende Handlungs- und Produktionsorientierung aus.

Materialien zum Autor und zu den Ursachen und Folgen von Mobbing ergänzen das Angebot. Ein weiterer Grundgedanke dieses Stationenlernens ist eine Entlastung der / des Unterrichtenden und die Möglichkeit, eine Kontrolle der Lernergebnisse durchzuführen. Dazu trägt die Portfoliomappe bei, die die Schülerinnen und Schüler anlegen. In dieser werden die Jugendlichen zum Nachdenken über ihre Arbeit und zum Beurteilen des Umgangs mit den Aufgabenstellungen angehalten“ (<http://www.krapp-gutknecht.de/im-schatten-der-wachter/162-schulerheft-im-schatten-der-wachter-graham-gardner-9783941206236.html>). „Portfoliomappe“, „kompetenzorientiertes Stationenlernen“, „Kontrolle der Lernergebnisse“ – damit wird alles in Frage gestellt, was Gardner beabsichtigt. Als ließe sich eine personale Gewissensentscheidung, zu der erfahrene Liebe und Freundschaft gehören, durch Schulerziehung und Lernkontrolle auf Naturebene 2, zu der Schule als Institution unzweifelhaft gehört, bewerkstelligen. Wäre ich (noch) Lehrer, würde ich das Buch als freiwillige Lektüre anbieten und höchstens vorschlagen, in einer Gesprächsrunde zu diskutieren, vielleicht sogar im Hintergrund mit denen, die das Buch nicht lesen wollten.

26 Nach der Reihe „Schatzinsel“ bei Fischer 1994 ist das Buch in Neuauflage bei cbt erschienen. Solch ein Buch bei der Bekanntheit seines Autors R. Cormier hätte auch den Deutschen Jugendliteraturpreis verdient. Es hat auch so seinen Weg gemacht.

müsste, was sich im Schatten der Schule und der Erwachsenenwelt im Rahmen seines Verantwortungsbereichs für die ihm anvertrauten Schüler tut. Elliot hat nach seinem ersten Gespräch mit ihm den deutlichen Eindruck, dass der Schulleiter des Rufes der Schule halber alles tun würde, um den Wächtern das Handwerk zu legen. So würde Holminster aber nur zu irgendeiner Schule, obwohl Gardner sicher vorhatte, in ihr eine Schule für alle vorzustellen und es nicht nur um den Ruf einer bestimmten Schule geht.



Die Frage ist nämlich, warum die Institutionen eines Nationalstaates, in denen erzogen und Bildung vermittelt wird, so anfällig dafür sind, dass sich in ihnen Parallelwelten jugendlicher Gegengesellschaften mit ihren brutalen Ritualen einnisten können, die gerade auch ein Charakteristikum der *besseren* Bildungsanstalten und auch ein Kennzeichen des Militärs als „*Schule der Nation*“ sein können. Roh treten hier Macht, geforderter Gehorsam, Ergebenheit und Erniedrigung in Erscheinung. Wenn man so will: diese Schatten- oder Parallelwelten sind der deutlichste Spiegel, worum es auf Naturebene 2 geht. Wenn schon auf der Erwachsene Seite schlafende Gewissen zu mutmaßen sind, so bedarf es einer besonderen Stärke, wie sie sich in Elliot entwickelt, um zum „*Verräter*“, zum „*Kameradenschwein*“ zu werden und sein personales Gewissen gegen das kollektive durchzusetzen.

Festzustellen ist, dass irgendetwas in der Erwachsenenwelt nicht in Ordnung sein kann und schon bei den Eltern ein Mangel an Einfühlungsvermögen in die Welt ihrer Kinder vorzusetzen ist. Am auffälligsten wird es beim Trainer, wo es sich um wissentliches und willentliches Wegsehen handelt, wie sein weiter vorn auf Seite 14 geschildertes Verhalten zeigt.

Hier ist noch einmal auf William Goldings Roman „*Der Herr der Fliegen*“ einzugehen. Er führt nämlich vom Handlungsablauf her zu einem unglaublichen Schluss. Bis zum Ende werden Kinder und Jugendliche zwischen 6 und 12 Jahren vorgestellt, die vor dem Hintergrund eines wohl zwischen Ost und West ausgebrochenen Atomkrieges – an einer Stelle in Kapitel 10 ist von den „*Roten*“ die Rede, in deren Hände sie nicht geraten wollen – gerettet werden sollen, aber sich stattdessen nach einem Flugzeugabsturz auf einer unbewohnten Insel im Pazifik aufs Überleben einzurichten und zu organisieren haben. Die erwachsenen Begleiter haben nicht überlebt. Weil alles scheitert, was sie zum Überleben organisieren und in eine Ordnung zu bringen versuchen, müssen sie aus einem anderen Unglück, nämlich dem von ihnen selbst geschaffenen, von der brennenden, zerstörten Insel wiederum gerettet werden. Das heißt, dass die Rettung aus einer von Atomschlägen verwüsteten Welt und in diese zurück erfolgen muss. Das sieht dann nach Golding, der immerhin vor allem wegen dieses Bucherfolgs 1983 den Nobelpreis für Literatur erhielt, so aus, als sich ein

Schiff der Insel nähert und ein Erwachsener, ein Offizier, sich um die Jungen kümmert und aufs Schiff holen will:

„Der Offizier stand inmitten dieses Jammers, bewegt und ein wenig verlegen. Er wandte sich ab, um ihnen Gelegenheit zu geben, sich zusammenzureißen, und wartete, und seine Augen blieben an dem stolzen Kreuzer in der Ferne haften.“

Es hat den Anschein, als habe Golding das Anfangsszenarium aus den Augen verloren. Wenn man sich im Sinne der Parole, dass zu loben sei, was hartmacht, *zusammenreißt*, kann man offenbar nicht nur den Schmerz über alles von den Jugendlichen einander angetane Leid und eine zerstörte Insel abtun, sondern auch einen Atomkrieg in der Erwachsenenwelt, der in einem Blick auf einen in der Ferne ankernden „*stolzen Kreuzer*“ (sic!) schon wieder vergessen und überwunden scheint.

1.3.2 JOHANNA NILSSON: „HASS GEFÄLLT MIR“ (2011/2016) ODER EIN LUCIAFEST MIT FOLGEN

Johanna Nilssons Roman „Hass gefällt mir“ stellt eine weitere Variante des Versagens der Erwachsenenwelt oder, deutlicher: ihrer Abwesenheit vor,²⁷ und zwar wiederum in der Schule, weil sie zu dem Ort geworden ist, in dem Kinder und Jugendliche schulpflichtig konzentriert werden, damit die Erwachsenen vor ihnen Ruhe haben und entsprechend ihren Berufstätigkeiten nachgehen können. Das ist ein Resultat der seit dem 19. Jahrhundert immer arbeitsteiliger werdenden Nationalgesellschaften, auf deren zunehmende Ausdifferenzierung aufwändig vorzubereiten ist. Das muss sich die Gesellschaft etwas kosten lassen. Wenn Mängel offenkundig werden, nehmen sich Parteien der Sache an und versprechen im Falle ihrer Regierungsverantwortung eine Steigerung der Budgets und vielleicht eine Verbesserung der Chancengleichheit.

Roswitha Budeus-Budde, bewandert in allen Bereichen von Jugendliteratur, stellte den Roman am 15.03.2016 in der „Süddeutschen Zeitung“ vor und empfiehlt ihn ab einem Alter von 14 Jahren. Es sei ihre angedeutete Inhaltsangabe hier wiedergegeben:

„Zwei beste Freundinnen am Gymnasium einer schwedischen Kleinstadt, Jonna und Gloria, die unterschiedlicher nicht sein können. Zwei, die sich als Außenseiter zusammengetan haben, weil sie keinen Platz in der ungeschriebenen Hierarchie der Klasse fanden. Gloria, eine strahlende Schönheit und Jonna, klug, aber unattraktiv, mit Ecken und Kanten, unzufrieden mit ihrem Leben. Kritisch seziert sie ihre Umgebung, die antriebslose Mutter mit ihrem arbeitslosen Freund, oder Glorias Familie, mit einer nur auf Schönheit und Äußerlichkeit fixierten Mutter und einem schwachen Vater. Eltern, die nur die Oberfläche wahrnehmen und nicht erkennen wollen, dass ihre Tochter psychische Probleme hat und sich ritzte. Auch die Lehrer verachtet sie, besonders die Direktorin und die Sprachlehrerin, von der sie annimmt, dass ihr Mann sie schlägt und die darum ihre Wut an den Schülern auslässt. Ihre Klassenkameraden, die sich im Netz austoben, stoßen sie ab. Besonders Robin, den angesagten ‚King‘, verachtet sie und ist höchst besorgt darüber, dass Gloria ihn unbedingt als Freund gewinnen will, und seine Forderung akzeptiert, ihm auf Facebook Bilder von ihren nackten Brüsten zu posten.“

Als Hintergrund für die Handlung sieht Budeus-Budde „*die Gleichgültigkeit und Feigheit der Erwachsenenwelt*“, also Bekanntes. Ihre Zusammenfassung:

„In dieser wie ein Theaterstück mit drei Akten und inneren Monologen, Dialogen und Chatsprache aufgebauten Geschichte bleiben Schuldzuweisungen aus, die oft als pädagogische Beigabe im Jugendbuch auftauchen und den Mitleidseffekt bedienen. Mobbing kennt hier keinen Unterschied zwischen Opfern und Tätern, denn alle Beteiligten sind die Leidtragenden der sozialen Verwahrlosung.“

²⁷ Das dürfte ein ganz allgemeines Kennzeichen gängiger und guter Jugendliteratur sein. Siehe dazu ausführlicher: [Kindheit und Jugend in Randzonen der kolonialisierten Lebenswelt](#).

Von *sozialer Verwahrlosung* zu sprechen ist als Zusammenfassung des Romans zu wenig, denn das übergeht, was mit den drei Hauptgestalten wirklich geschieht. Wenn Jonna auch die stärkste Gestalt unter den dreien ist, auch wenn sie vom Schülermob schließlich mit einer Pseudo-Luciakrone aus Scherben blutig gekrönt wird, so entwickeln sich auch die anderen beiden Hauptfiguren Gloria und Robin zu Persönlichkeiten, die mit dem Schulmob nichts mehr zu tun haben und zu tun haben wollen, weil sie alle der kollektiven Vereinnahmung entwachsen, also ausgeprägte personale Gewissen ausbilden, die sie auf ganz neuer Ebene freundschaftlich zueinanderfinden lassen, während der Schulmob in Gestalt einer Hetzmeute in einer Gewaltorgie die Schule in Flammen aufgehen lässt und ein Lehrer etwa ohnmächtig und weinend in einer Ecke auf dem Boden des vom johlenden Mob eingenommenen Lehrerzimmers sitzt.

Alle drei durchleben ein Martyrium; alle drei erleben etwas, das sie, wie man nicht nur theologisch zu sagen pflegt, läutert. Es hat also allen Anschein, dass Johanna Nilsson durchaus Anleihen bei dem macht, was die Tradition des [Luciafests](#) ausmacht, und zwar mit ziemlich auffälliger Anlehnung an die Patronin des Fests, die Märtyrerin [Lucia von Syrakus](#). Zunächst wirkt es im Roman jedoch so, dass das jährliche Fest zu nichts anderem taugt, als über die Stränge zu schlagen und abzustreifen, was mit dem grauen Schulalltag und viel allgemeiner mit dem Alltagsleben nicht nur in der schwedischen Gesellschaft zu tun hat. Man erinnere sich etwa daran, wie der Vater des Wächteranführers nach dem Arbeitstag seinen Feierabend verbringt und dass er seine ständige Dosis Whiskey braucht (vgl. weiter vorn S. 27). Das heißt, dass es der Autorin auch um eine Rehabilitation des zur Folklore herabgesunkenen Festes geht, indem sie vor allem Gloria, die strahlende blonde Schönheit mit ihrer kerzenleuchtenden Luciakrone, in den Sumpf der Erniedrigung stürzen und sich daraus wieder befreien lässt.



Claudia Gründer: Luciafest in einer schwedischen Kirche

Die Handlung vollzieht sich auf keinem geraden Weg. Sie wird perspektivisch vierfach gebrochen, in dem der erste Teil Jonnas Version wiedergibt, der zweite Robins, der dritte Glorias und bei allen, vor allem den beiden letzten immer wieder anonym gepostete Kommentare auf Facebook oder im aktuellen Chat auf der Schul-Homepage, der dann allerdings geschlossen wird, eingestreut werden.

Jonna ist die eigenwilligste. Das führt auch dazu, dass sie sich keiner Clique in ihrer Klasse, einer neunten von 15- bis 16-Jährigen, anschließt. Als Gloria neu in die Klasse kommt, gibt es auch für sie in keiner Clique mehr Platz, so dass sich Jonna mit Gloria zusammsetzt. An ihrer letzten Schule

ist es Gloria nicht gutgegangen. Ihre Arme sind voller Narben von den Verletzungen, die sie sich zufügt:

„Wie alle anderen Schattenwesen, die sich an die Wände drücken und hoffen, dass niemand sie bemerkt und zum Hackobjekt des Schuljahres macht. Das ist kein Vergnügen. Da muss man jederzeit mit Zusammenstoßen beim Hallenhockey rechnen oder Kloschüsseltaufe bei gedrücktem Spülknopf. Oder man muss dafür blechen, dass man nicht verkloppt wird, und kann nie sicher sein, dass das Rad nicht einen Platten hat. Im Bus kriegt man nie einen Sitzplatz, selbst wenn die Hälfte frei ist, und in der Kantine sitzt man garantiert allein (es sei denn, man will sich zu den Sonderschülern gesellen). Und bei der Schuldisco zu tanzen kann man vergessen. – Nichts Außergewöhnliches also.“

Sie werden Freundinnen und tauschen sich über ihre Lektüren aus, zum Beispiel über „Anna Karenina“ oder „Lolita“. Die Schule selbst bietet eine Ansammlung von Sinnlosigkeiten. Die Lehrer haben mit ihren Fächern wenig Überzeugungskraft. Deshalb schließt sich Gloria einer Gruppe an, deren Thema lautet *„Schafft die Schulpflicht ab!“* Die Lehrerin für Englisch und Schwedisch etwa gilt als Spezialistin der *„Erniedrigungskunde“*, wobei bei den Schülern durchschlägt, dass sie sich an ihnen für ihre böse Ehe schadlos halten muss. Ihre Deutschlehrerin wird *„Frau Gestapo“* genannt. Einziger Lichtblick ist Leonard, Lehrer für Religion, aber eher an Philosophie interessiert und offen schwul. Er ist nett und kommt bei seinen Schülern an.

Jonna beneidet Gloria, weil sie alles an Weiblichem hat – wenn auch etwas zu üppig, was sie in den Augen von Mitschülern schnell zur „fetten Kuh“ machen kann. Das fehlt Jonna. Sie ist untergewichtig und fühlt sich farblos im Unterschied zu Gloria. Gloria muss für ihr Selbstbewusstsein etwas in Bewegung setzen, was Jonna nicht einfiel. Sie betreibt das Blog www.gloriouskisses.se. Themen: Klamotten, Schminke, Schauspielerträume. Bei ihren Mitschülern gelten die beiden jedoch als *„Buch-Nerds“*. *„Immerhin ist Gloria hübsch und ich sportlich. Bis jetzt kommen wir ganz gut durch.“*

Das Luciafest löst dann etwas von niemandem Vorhergesehenes aus. Es beginnt harmlos damit, dass sich Schülergruppen ganz zeitig am Morgen vor dem Aufstehen zum *Luciawecken* ins Lehrerviertel begeben. Gloria ist die Lucia und sogar dazu gewählt worden, weil sie das schönste Haar hat. Sie trägt eine eiserne Krone mit echten Kerzen. Bei jedem Lehrer singen sie ein Lucialied und erhalten, von denen, die sich nicht verleugnen und nicht in ihr Haus lassen, eine Kleinigkeit. Zum Schluss kommen sie zu Leonard, der in Gesellschaft seines Freundes ist und sie herzlich willkommen heißt. Es entwickelt sich ein Gespräch über den Sinn des Lebens. Dazu wird Wein gereicht. Jonna spricht über das Sterben und den Tod. Mit dem Wein wird die Zunge der anderen leichter. Für Jonna beginnt der altbekannte Mist, als andere auf sich zur Sinnfrage äußern: *„ficken, feiern, rauchen, saufen, um die Welt reisen, reich und berühmt werden, noch ein bisschen mehr ficken“*.

Als sie aufbrechen, geht es zu irgendwem in einen Partykeller. Auch Jonna hat einiges getrunken. Robin, in den Gloria verliebt ist und der als der Star unter allen Jungen gilt, fordert sie zum Tanzen auf. Jonna denkt, dass sie auf der Popularitätskurve aus der Nähe zum Nullpunkt in die Höhe saust. Während der Konversation beim Tanzen spürt Jonna auf einmal, wie sich Robin an ihrer Bluse zu schaffen macht und ihre linke Brust drückt. Dabei redet er über Leonard als ekligen Schwulen und richtet sich mit lauter Stimme an alle anderen und erhält Zustimmung. Jonna hält das nicht mehr aus und will schnell nach Hause. Aber Gloria geht nicht mit. Sie will mit Robin tanzen. Wenn er grapscht, will sie ihn machen lassen. *„Das tun alle Jungs. Die sind so. Das muss man ertragen.“*

Während Jonna geht, hört sie, wie sie *„Schwulenan“*, *„Lesbe“* und *„Hure“* gerufen wird. Sie tritt ins helle Tageslicht, fährt mit dem Bus nach Hause und geht von dort in die Schule, wo auch ein Luciaumzug zur Unterhaltung der Schülereltern angesagt ist. An ihm sollen sich auch die beteiligen, die Jonna im Partyraum zurückgelassen hat. Es erscheint jedoch niemand von ihnen, so dass der

Musiklehrer umorganisieren muss. Glorias Eltern sind auch da, müssen aber ihre Tochter vermissen. Als sie Jonna fragen, ob sie nicht mit Gloria zusammen war, weicht sie aus und sagt, dass sie sicher mit irgendjemandem nach Hause gegangen sei.

Jonna spürt, wie sie wilder Hass überkommt, wenn sie daran denkt, was im Partyraum geschehen ist. Im Bus setzt sie sich auf die letzte Bank. *„Wo immer die Coolen sitzen. Ich werde ihnen zeigen, wer die Coolste ist. Ich hasse, hasse, HASSE sie.“*

Über das kommende Wochenende sieht und hört Jonna nichts von Gloria. Erst am Montag begegnen sie sich auf dem Schulweg. Jonna hat den Eindruck, dass Glorias Augen erloschen sind. Auf ihrem Spind in der Schule steht mit großen Buchstaben *„Die Hure bläst gut.“* Um den Spind Getuschel und Gelächter. Die Schwedisch- und Englischlehrerin kommt vorbei:

„Sie hat einen Stapel Bücher unter den Arm geklemmt. Als sie sieht, dass alle auf Glorias Spind starren, wandert ihr Blick verständlicherweise dorthin. Sie schaut schnell wieder weg und rauscht weiter. In diesem Moment würde ich am liebsten die Schule in die Luft sprengen.“

Als sie mit Gloria allein ist, sagt sie Jonna, dass sie sich wieder ritze. Robin hat Fotos vom entblößten Busen von Gloria, die er sich bei ihr ausbedungen hatte, wenn sie mit ihm befreundet sein wolle, gegen alle Versprechungen ins Internet gestellt.

Für Robin selbstverständlich. Er eröffnet unter einem seiner fünf Pseudonyme eine Facebook-Gruppe *„Hass die Hure“*. Dorthin lädt er auch den Film hoch, den seine Freunde unter Zuspruch der Mädchen im Partykeller gedreht haben, als sie Gloria festhielten und vor Robin in die Knie zwangen. Robin ist sich sicher, dass die ganze Schule auf dem Laufenden ist. Auch die Lehrer.

„Sie wollen sich nicht mit uns Schülern anlegen. Keiner will der Spießler sein, der den moralischen Zeigefinger hebt: Pfui, pfui! Jeder Einzelne von ihnen hofft vermutlich, dass das ein Kollege übernimmt. Zum Beispiel die Rektorin. Die wiederum hofft auf den Schulpsychologen, der auf die Schulschwester hofft, die auf den Hausmeister hofft. Der hofft, dass die Lehrer ihren Job machen.“

Hier lässt Nilsson Robin das Karussell der *organisierten Unverantwortlichkeit*²⁸ sich drehen. Es nimmt nicht nur bei Nilsson Gestalt an, sondern ist ein Leitthema von Jugendliteratur über die Schule und die Welt der Erwachsenen, seit es sie gibt und in der Gegenwart bei so unterschiedlichen Autoren wie bei Roberto Bolaño, J. M. Coetzee, Doris Lessing, Wolfgang Herrndorf, Peter Pohl und Janne Teller zu finden: *Das Leben lebt nicht*. Oder wie es als Grafitti auf den Mauern von Gymnasien nach dem Abitur im Jahr 2017 in Abwandlung von Werbung heißt: *„Abikea: Lernst du noch, oder lebst du schon?“*²⁹ In den 1960er Jahren galt die Parole noch anderem, zielte aber auch auf das *„falsche“*, das nicht mehr lebende Leben: *„Trau keinem über 30!“*

Im Leben, wie es sich dann unter Jugendlichen als Parallelwelt als Ableger der [Jugendkultur](#) mit obligatorischer [Jugendmode](#) in Schulen ausprägen kann, wird nach den erregenden Stimuli gesucht, die das Leben spürbar machen, das heißt nach den Stellen, wo Menschen am verletzlichsten sind.

So dreht sich die Stimuli-Spirale nach dem Motto *„Hass gefällt mir“* weiter, als im Internet eine weitere Gruppe *„Hass die Hure 2“* auftaucht, initiiert durch ein Foto von der *„Arschritze“* Robins, das unbemerkt von Jonna im Moment des Umkleidens nach dem Sport aufgenommen wurde. Mit viel Geschick und verletzendem Aufwand arrangiert Jonna einen Rachefeldzug gegen Robin, ohne dass jemand auf die Idee käme, dass das ausgerechnet Jonna ist, die dahinter steckt. Robin wird als *„schwule Sau“* diffamiert. Auf seinem Spind steht: *„Robin bläst gut.“* Er bemerkt, wie er immer weiter in die Isolation gerät, die, die sich mal als seine Freunde bezeichneten, sich von ihm abwenden und wie er niemanden mehr findet, der sich zu ihm an den Tisch setzen will. Er hört

28 Siehe Ulrich Beck, *Gegengifte. Die organisierte Unverantwortlichkeit*, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1988.

29 Nach der Ikea-Werbung: *„Wohnst du noch, oder lebst du schon?“*

hinter sich „Hure“-Rufe. Die Schulleiterin beruft schließlich eine Versammlung ein, um den Schülern ins Gewissen zu reden. Sie verurteilt, was sich auch in den Schülerbeiträgen auf der Schul-Homepage austobt. Sie teilt mit, dass die Homepage für Schülerauftritte geschlossen ist. Das wird mit „Buh“- und „Zensur“-Rufen aus der Menge der Versammelten quittiert. Als sich die Versammlung auflöst und in die Klassenräume zurückdrängt, spürt Robin auf einmal, wie er festgehalten und auf die Toilette geschleppt wird: *„Ich schließe die Augen, als sie in die Toilettenschüssel pinkeln. Ich kneife die Augen zu und halte die Luft an, als sie meinen Kopf in die Pisse tauchen, einmal, zweimal, dreimal. Ich heule nicht, flehe sie nicht an, aufzuhören, lasse es einfach über mich ergehen. Nicht denken, nicht fühlen, Luft anhalten, atmen. Plötzlich steht Gloria in der Toilette und baut sich breitbeinig vor mir auf. Aus ihren Augen sprüht blanker Hass. Hinter mir stehen Erik und Anton und zwingen meinen Kopf in den Nacken, sperren meinen Mund auf. ‚Und jetzt blas‘, sagt Gloria und stopft Klopapier in meinen Mund. ‚Blas, du Hure! Jetzt blas schon!‘ Sie zieht die Nase hoch, räuspert sich, nimmt Anlauf und spuckt. Der Speichel läuft langsam über mein Gesicht. Sie lacht überlegen. Geht. Die Jungs drücken mich bäuchlings auf den Boden, treten mir gegen die Schienbeine, die Oberschenkel, gegen die Rippen und Arme.“*

Gloria ist in eine neue Rolle geschlüpft. Es ist ihr nach Jonnas Vorarbeit leichtgefallen, Robins vormalige Anhänger auf ihre Seite zu ziehen. Während Jonna schließlich meint, dass die Lehre für Robin heftig genug ausgefallen ist, und sie sich nach seiner letzten und heftigsten Demütigung, als er durchnässt auf dem Boden sitzt, zu ihm setzt und ihm ihr trockenes Hemd überlässt, genießt Gloria ihre neue Rolle. Von Jonna zur Rede gestellt, bekennt sie sich zum Genuss der Macht, über die sie auf einmal zunächst durch Jonnas Initiative verfügt und von der sie nicht mehr lassen möchte:

„Ich will das eigentlich auch nicht. Aber das ist ja nur Theater. Ich spiele eine Rolle in einem Stück. Ich habe keine Wahl. Ich will nie wieder getreten werden. Ich bring mich um, wenn es wieder so wird wie auf meiner vorigen Schule. Du hast keine Ahnung, was ich durchgemacht habe. Das hat schon in der ersten Klasse angefangen. Ich habe keine Ahnung, warum. Ich war nicht hässlich oder nerdig, aber auch nicht zu smart. Ich hatte keinen merkwürdigen Dialekt und meine Eltern fallen auch nicht sonderlich aus dem Rahmen. Noch nicht mal große Brüste hatte ich, ich war höchstens einen Hauch zu pummelig. Vielleicht waren meine Füße auch zu groß. Ich kann dir nicht sagen, was es war. Ich weiß nur noch, dass es wehtat. Zu leben.“

Sie mag Jonnas Kritik nicht. Jonna erzählt ihr sogar, dass es Robin mit seinem Familienhintergrund, der geschlossen der freikirchlichen sektiererischen [Pfingstbewegung](#) anhängt, nicht leicht hat, zumal er mutmaßt, dass sein Großvater, der Gemeindeprediger, für den Freitod seiner Frau verantwortlich ist, die vom Dach in den Tod sprang. Sie entgegnet Jonna: *„ICH WILL NICHT AUFHÖREN! KAPIERST DU?“* So gibt Jonna auf und verabschiedet sich. Das ist nicht mehr die Gloria, die sie zu kennen meint. Jetzt ist sie voller Hass auf sie, weil Gloria selbst nicht mehr ist als Hass. *„Dass man selber niedergemacht wurde, erlaubt einem noch lange nicht, andere niederzumachen“*, zumal jemanden, der längst bereut und sich schämt.

In Glorias Redeteil werden dann jedoch die drei Hauptpersonen noch zusammengeführt, nachdem Gloria und den anderen Mitschülern schon aufgefallen war, wie nahe sich Robin und Jonna gekommen sein mussten, weil sie ganz offen in der Gegenwart der anderen vertraulich miteinander sprechen.

Damit alle drei jedoch auf neuer Ebene zusammenkommen, bedarf es noch eines besonderen Ereignisses. Gloria hat mit ihrer Clique einen Aufruhr in der Schule angezettelt, bei dem der Feueralarm das Signal gibt, nachdem an verschiedenen Stellen kleine, harmlose Feuerchen angezündet wurden. Schüler rufen: *„Wir protestieren gegen Zensur!“*, *„Wir protestieren gegen die Schulpflicht!“*, *„Wir protestieren gegen Noten. Wir werden die Lehrer stattdessen benoten!“*, *„Stürmt das Lehrer-*

zimmer!“, „Stürmt das Sekretariat und das Büro der Rektorin!“ In der entstehenden Panik verliert Gloria jedoch die Kontrolle. Der Schulmob findet sich am schnellsten zusammen. Gloria hört wieder an sie gerichtete „Huren“-Rufe. Robin wird bedrängt, auch eine *Hure*. Und dann die *Oberhure*, Jonna, die „*Schulhure*“. „*Sie schubsen sie vor sich her, ihre Arme hängen schlaff herunter. Sie haben sie mit Glasscherben gekrönt, Blut läuft über ihr Gesicht, tropft auf den Boden.*“

Gloria flüchtet auch und sucht einen Ausgang. Sie gelangt aufs Dach, wo Robin an der Kante sitzt und offenbar springen möchte. Unten wird Jonna auf einer Tragbahre aus der Schule getragen. Robin fängt an, von seinem Großvater zu sprechen, *einem verfluchten Monster*. Gloria redet ihm zu. Sie meint, dass er nicht sterben wolle, und reicht ihm die Hand.

Dass das Luciafest und seine Patronin für die Handlung nicht ohne Belang sein können, zeigt das durchgängige Motiv der Sexualität, das sich mit Gewalt und Macht paart. Es versteht sich von selbst, dass Robin die Figur ist, in der die für selbstverständlich gehaltene Macht männlichen Auftretens gegenüber seinen Mitschülerinnen am deutlichsten wird. Bei allem Reue- und Schamempfinden bleibt er dabei, dass junge Frauen Ja meinen, wenn sie auch Nein sagen. Er unterstellt ihnen, dass sie ihm eigentlich überlassen wollen, was er mit ihnen machen will. Die Aufforderung dazu liege schon in ihrer aufreizenden Kleidung, auf die Gloria auch Wert legt. So gibt Gloria durchaus zu, dass sie bereit war, sich ein Stück weit auf Robins Annäherung einzulassen, bis sie zum offenen Sex Nein sagte und dann gezwungen wurde.

Bleibt als Bestandsaufnahme, festzustellen, dass die Autorin in der Schilderung Robins einen Menschen mit schwachen Seiten, aber mit einem offenbar in den männlichen Genen verankerten Machtwillen in der Sexualität zeichnen möchte. Dem gegenüber scheitert auch das personale Gewissen, das in Nilssons Augen eben nicht nur eine personale, sondern eine männlich personale Ausprägung kennt. In Jonna und Gloria zeigt dann Nilsson weibliche Verhaltensmöglichkeiten entlang der Konfliktlinien mit ausgeübter Macht, die sich im Hass äußern, der seinerseits zur Machtausübung auffordert.

Vor diesem Hintergrund kann vom christlichen Erbe, wie es in der Gestalt der Heiligen Lucia von Syrakus angelegt ist, nicht viel übrig bleiben. Denn was an ihr so verehrt wird, ist, dass sie allen sexuellen Versuchungen widersteht, um alles in der Welt rein und Jungfrau bleiben will, wofür sie sogar den Märtyrertod in Kauf nimmt. In ihr steckt in der Ablehnung der Sexualität und mit ihr der Ehe auch ein Nein zur Welt. Nur Jesus kann der richtige Bräutigam sein, das heißt, dass das Verlangen nach Ergänzung im Irdischen keinen richtigen Halt findet und die metaphysische Überschreitung in die Transzendenz sucht. Das ist die Domäne des Mönchtums, das in einigen Religionen zur Institution geworden ist und im Christentum in der angeblich jungfräulichen Geburt von Jesus seinen stärksten Ausdruck gefunden hat. Die Nachfolge Christi ist demzufolge an Weltflucht und Entsagung gebunden.³⁰ Giorgio Agamben ist der gegenwärtige Philosoph der diesem Traditionsstrang angesichts der im Konsum und im Kapitalismus versinkenden Welt für ein *richtiges* Leben im *falschen* am meisten abgewinnen kann.

Bei Nilsson geht es in ihren Romangestalten irdischer zu.

Lange nach dem Luciafest entsorgt Gloria dann ihre Lucia-Utensilien auf einer Müllkippe: „*Das ist alles die Schuld der heiligen Lucia. Der Papst hätte sie lieber zur Dämonin als zur Heiligen ernennen sollen, sie bringt nicht Güte und Licht, nur Böses und Finsternis*“. Als sie jedoch die

30 Das in der Kirchengeschichte weit zurückreichende Institut der [Geweiheten Jungfrau](http://www.katholisch.de/aktuelles/aktuelle-artikel/ein-leben-als-geweihte-jungfrau) ist vor kurzem wieder aufgenommen worden, und zwar von einer Lehrerin im höheren Schuldienst (<http://www.katholisch.de/aktuelles/aktuelle-artikel/ein-leben-als-geweihte-jungfrau>), also diesseits des Armutsgelübdes und ganz in die Welt verflochten. Die Wiederaufnahme ging von Rom aus: Angela Reddemann: [Berufungsbarometer: Neuer Trend zur Nachfolge und Weihe auch als Virgo Consecrata](https://de.zenit.org/articles/studie-zu-gottgeweihten-jungfrauen/) und <https://de.zenit.org/articles/studie-zu-gottgeweihten-jungfrauen/>.

Krone weit von sich weg auf den Müll schleudert, überkommt sie kurz ein schlechtes Gewissen. Denn Gloria weiß, dass die Heilige nichts dafür kann, was ihr widerfuhr.

Wie verhält es sich bei Jonna und ihrer Glasscherbenkrone? Hier ist sie reine anspielungsreiche Metapher und weit entfernt von allem Kerzen- und Lichtschein. Sie gilt hier Jonna als einem eigensinnigen Mädchen, das von einer Schülerhetzmeute wegen ihres Verrats am Einhalten ihrer stillschweigenden Anpassungsgebote und Rituale bestraft wird. Nilsson erinnert an eine authentischere Version der Lucia-Tradition, wie sie im Luciafest und seinen gegenwärtig in Schweden gepflegten Formen in der Regel verraten und zum Kostümfest herabgesunken ist. Als Rest leuchten in dem Strahlenkranz und dem weißen Gewand der Lucia-Gestalt, wie sie von Gloria verkörpert wird, Unschuld und Reinheit auf. Die gehen dann in der alkoholisierten Sphäre des Festes leicht unter und führen in den Partyraum, wo Gloria gedemütigt in die Knie gezwungen und vergewaltigt wird.³¹ Während die wahre Lucia standhält und sich lieber töten lässt, wird Gloria im gleichen Sinne, aber anders Gewalt angetan. Insofern musste Nilsson das Motiv noch einmal aufnehmen und es in Jonna zur Darstellung bringen. Was ein Fest jenseits des längst unter Kontrolle befindlichen Luciafestes – wie alle anderen Feste unter staatlicher Obhut – ekstatisch auslösen kann, zeigt sich darin, wie man sich die Jagd der auf die keusche Lucia gehetzten geilen Meute³² vorstellen muss, die sich erst zufrieden gibt, als Lucia tot ist. Nilsson nähert sich dem in der Art, wie sie die Schlusszene gestaltet, als die wilde Schülermeute unter Leitung von Führergestalten das Lehrzimmer stürmt und die Schüler für sich beanspruchen, ab jetzt die Lehrer zu benoten usw. Ruhe kehrt erst ein, als Jonna im Krankenwagen abtransportiert werden muss. Indirekt ist Gloria mit ihrem Hass und ihrer Freude am Machthaben daran beteiligt, was Jonna widerfährt. Denn Gloria ist es, die den Aufruhr angezettelt hat, der ihr aber aus dem Ruder läuft, weil sich die ausgelassenen Zerstörungskräfte nicht mehr unter Kontrolle bringen lassen. Es bedarf des alarmierten Krankenwagens, in dem Jonna als das gezeichnete (Lucia-)Opfer abtransportiert wird, damit wieder *Ruhe und Ordnung* einkehren.³³

Hat der Leser also den von Nilsson zusammengestellten Wust des obszönsten Wortschatzes mit den sich ergebenden Verunglimpfungen, denen junge Menschen von ihresgleichen ausgesetzt sind und die sie als Retourkutsche zurückfahren lassen, abgestreift, dann zeigt sich Jonna, mit der der erste Teil beginnt, als die eigentliche Hauptgestalt, weil sie es am ehesten fertigbringt, sich den Anpassungszwängen der Parallelwelt der Schüler zu entziehen und ihrem Gewissen die Treue zu halten. Das schafft sie als die Unscheinbarste unter ihresgleichen, indem ihr nämlich in gewisser Weise ein Außenseiterstandpunkt zukommt, der ihr einen anderen Blick auf das verschafft, was wirklich geschieht und so nicht geschehen dürfte. Sie ist dann in anderer Weise als Gloria im Partykeller die von der Meute Auserwählte, die für diese Rolle den Preis zu entrichten hat. Geht man einen Schritt in der Analyse weiter, so setzt die Meute das anders fort, was auch in Gloria vorhanden ist, nämlich der Kritik Jonnas wegen ihres Machtmissbrauchs ausgesetzt gewesen zu sein und sich dafür rächen zu wollen, weil es mit ihrer schließlichen Einsicht nicht weit her ist. Die zu Robin ausgestreckte

31 Siehe dazu Jean Duvignaud, *Fêtes et civilisations*, Librairie Weber, Genève 1973: „*La fête, écrit Jean Duvignaud, 'détruit ou aboli, pour tout le temps qu'elle dure, les représentations, les codes, les règles par lesquels les sociétés se défendent contre l'agression naturelle. Elle contemple avec stupeur et joie l'accouplement du dieu et de l'homme, du 'ça' et du 'surmoi' dans une exaltation où tous les signes admis sont falsifiés, bouleversés, détruits. Elle est au sens propre le carnaval.*“ („Das Fest, so schreibt Jean Duvignaud, zerstört oder setzt, solange es dauert, die Vorstellungen, Kodierungen und Regeln außer Kraft, mit denen Gesellschaften sich gegen die natürliche Aggression verteidigen. Das Fest betrachtet mit Bestürzung und Freude die Vereinigung von Gottheit und Mensch, des ‚Es‘ und des ‚Überichs‘ in einem ekstatischen Ausbruch, in dem alle zugelassenen Zeichen verfälscht, umgeworfen und zerstört werden. Es verwirklicht sich in dem, was Karneval heißt.“

32 In der Überlieferung ist es das noch heidnische Rom selbst, das seine Machthebel ansetzt, um die unbotmäßige Lucia zu strafen und an ihr ein Exempel zu statuieren.

33 Siehe dazu René Girard, *Das Heilige und die Gewalt*, Fischer, Frankfurt a. M. 1992.

Hand auf dem Dach erst zeigt, dass sie in dem Augenblick, in dem sie selbst auch von der Meute gehetzt wird, zu etwas Neuem fähig ist, nämlich Robin verzeihen und sogar helfen zu können.

Gardner und Nilsson treffen sich darin, dass sie die Macht von (Natur-)Ebene 2, wie sie sich in den jugendlichen Parallelwelten, aber auch in den Integrationsritualen für die staatlichen und privaten Bildungsinstitutionen oder für Fußballclubs³⁴ am unverhohlenen ausdrücken, in den Mittelpunkt ihrer Romane stellen. In der Erwachsenenwelt treten sie vereinzelter und sublimierter auf, zeigen aber auch dort ihre Mechanismen von Hörigkeit und unbotmäßiger Widerspenstigkeit, die in der Regel zu Karrierenachteilen und anderen Unannehmlichkeiten führt. Unterschied ist der, dass sich die Parallelwelt der Schüler am deutlichsten in der Schulinstitution selbst zeigt und deshalb leichter zu überblicken ist als die Querelen etwa am Arbeitsplatz in der ausdifferenzierten Welt der Erwachsenen.³⁵ Außerdem gilt, was Jürgen Zinnecker bezüglich seiner Forschungen zur Ethnographie sozialer Welten feststellt: „Die positive Einschätzung könnte dahingehend lauten, dass die Lebenswelten von Schülern eine von vielen geteilte Erfahrung darstellen, die von erheblicher biographischer Relevanz ist.“

Was mag sich etwa in der Parallelwelt eines Gymnasiums abspielen, das 2017 mit folgendem Aushängeschild auf seiner Homepage wirbt:



„Selbstständige Schule mit Großem Schulbudget, Unesco-Projekt-Schule, Schule mit bilinguaem Zug, Projektschule für Medienbildungskonzepte, Schule mit Schwerpunkt Musik, Zertifiziertes ECDL Prüfungszentrum, Jugend debattiert, CertiLingua-Schule, Gütesiegel für Hochbegabtenförderung, Bewegte Schule.“

Kann es in solch einer Schule überhaupt eine Parallelwelt geben, die eine Flucht vor dem anbietet, was Arno Gruen formuliert, dass nämlich „das Resultat unserer rationalisierten, von abstrakten Ideen über unser erwünschtes gehorsames Wesen geformten Zivilisationen [...] standardisierte Personen sind. Das Individuum in unseren Kulturen läuft deswegen dauernd Gefahr, sich in eine Funktion oder in ein Statusideal aufzulösen“?

Dieser mit Zertifizierungen durchorganisierten und „gut aufgestellten“ Schule wäre eine zu wünschen (ohne Kloschüsseltaufe). Denn ich kann mir nicht vorstellen, dass bei diesem Konzept eine erhebliche biographische Relevanz außer für Karriere bedeutsam werden kann. Wahrscheinlich kann es jedoch eine heute erfolgreiche Schule, die den Eltern für ihre Kinder eine gute Platzierung in der Berufswelt verspricht, nur mit diesem Katalog an qualitätsgesicherten Qualifikationen tun. In meinem Kopf provoziert sie jedoch das Gegenbild einer auf die wirklichen Lebensbedürfnisse junger Menschen eingestellten Schulwelt, in der nicht alles von vornherein geplant ist und nur mehr professionalisierte Lehrer professionalisierten Schülern gegenüberreten.

34 Siehe [Paul Scharner: Paul Scharner kritisiert Pastern: "War Nestbeschmutzer"](#).

35 In einem Nachwort an die Leser schreibt Nilsson darüber, dass sie beim Schreiben des Romans auf Ereignisse ihrer eigenen Schulzeit zurückgegriffen habe. Dabei betont sie gleichzeitig, dass das Geschilderte wahrscheinlich an jedem x-beliebigen Arbeitsplatz spielen könnte.

1.3.3 TZVETAN TODOROV ÜBER HASS UND MUT

Gardner schickt in seinem Roman einen Prolog voraus, in dem er zeigt, wie Elliot Sutton in blindem Hass über einen seiner Peiniger herfällt und zurückschlägt: „*Ich bring dich um, ich bring dich um, bring dich um, bring dich um...*“ Bei Nilsson fällt zum ersten Mal das Wort „Hass“, als Jonna es nach der Party benutzt. Sie antwortet auf Hass mit Hass, indem sie Robin, ohne dass er es merkt, im Umkleideraum fotografiert und das Foto ins Netz stellt. Daraufhin kreierte Gloria als Antwort auf Robins Facebookgruppe „*Hass die Hure*“ (Gloria) „*Hass die Hure 2*“ (Robin). Es geht darum, die meisten „*Follower*“ mit ihren „*Likes*“ für seine Gruppe zu gewinnen. Da beginnt eine Spirale, an der sich Jonna nicht mehr beteiligen kann. Als Jonna ihr Ziel mit der Demütigung Robins erreicht sieht, lässt sie von ihrer Kampagne ab, muss aber mit Erschrecken sehen, wie ihre Freundin, die sie nicht mehr wiedererkennt, ebenfalls voller Hass, gepaart mit Lust auf Machterwerb und ein „*Gloria-Gesetz*“, fortsetzt, was sie ausgelöst hat.

Macht man sich Gedanken über das, was in totalitären Staaten geschieht – noch dazu in Kriegszeiten –, so hat sich die Situation für das Individuum, wie einleitend dargestellt wurde, entscheidend verändert, wenn es um Folge- und Gehorsamsbereitschaft geht, in deren Rahmen verbrecherisch gehandelt wird. Nun ist die bei Gardner und Nilsson geschilderte Parallelwelt in der Schule sicher nicht mit einem totalitären System gleichzusetzen. In der Schule und deren Schülerschaft, also in einem vergleichsweise gut überschaubaren Bereich, hat aber die Parallelwelt durchaus totalitäre Züge und kann auch wie bei den Wächtern über einen Organisationsrahmen verfügen, in dem „1984“ im Kleinen abgebildet wird. Jedes Abweichen muss willkürlich gesühnt werden, auch wenn es sich nur im Aussehen oder in der Kleidung äußert und Sündenböcke zum Machtbeweis oder für Strafaktionen gesucht werden. An denen besteht regelmäßig Bedarf, damit die Anführer der Parallelwelt ihre Existenz und Macht zur Schau stellen können. Gardner und Nilsson und vor ihnen andere Autoren stellen dar, welcher Umstände es bedarf, damit Widerstand geleistet werden kann und über welchen Hintergrund ein Einzelner verfügen muss, damit er in der Lage ist, seine Folge- und Gehorsamsbereitschaft in der Parallelwelt aufzukündigen. Dabei wird in jeweils konkreten Situationen auch immer klar, dass seinem personalen Gewissen zu folgen seinen Preis hat und in anderer Weise daraus eine neue Außenseiterrolle entsteht, in der man sich der Verfolgung aussetzt. Wenn Gewissensfreiheit in Anspruch zu nehmen menschenrechtlich abgesichert ist, aus der die Gehorsamsverweigerung folgen kann, dann bedarf es immer eines Richters, der auf die Einhaltung der Grundrechte seinen Eid abgelegt hat. Den gibt es in der Regel weder in der schulischen Parallelwelt und noch weniger im totalitären Staat. Das heißt, das Individuum bleibt im Augenblick des Handelns allein und kann sich nur im Geiste rückversichern, *wer ihm ebenfalls im Geiste die Stange hält* oder *ihm die Daumen hält*. Das heißt, ohne diesen über Erfahrung vermittelten Gefühlsfaktor, aus der Erinnerung wachgerufen, geht es nicht.

Tzvetan Todorov geht in seinem Buch „*La vie commune. Essai d'anthropologie générale*“ (1995) der Frage nach, warum das Leben in der Gemeinschaft unausweichlich ist und es ohne ein Ich kein Du gibt. Das Glück hänge ausschließlich von den anderen oder einem Du ab. Diese anderen verfügen jedoch gleichzeitig über die Instrumente, es zu zerstören. So gewähre das Leben in der Gemeinschaft immer nur ein zerbrechliches Glück. In seinem Buch „*Angesichts des Äußersten*“ (1993) geht er den Verhaltensweisen nach, die in den totalitären Lagern des 20. Jahrhunderts sowohl aufseiten der Täter wie aufseiten der Opfer zu beobachten waren. Beide können sich zum Beispiel in den Hass teilen. Todorov bezieht sich auf die Tagebücher des NS-Opfers [Etty Hillesum](#):

„*Wenn man den Feind so haßt, wie er einen selbst haßt, wird das Böse in der Welt nur stärker. Eine der schlimmsten Folgen dieser Besatzung und dieses Kriegs, denkt Etty, ist die, daß die Opfer der Nazis ihren Henkern mehr und mehr gleichen. »Wenn wir durch unseren Haß zu ebensolchen wilden Bestien verkommen sind wie sie, nützt alles nichts mehr« (I, 140). Wer keinerlei Ähnlichkeit*

zwischen sich und den anderen erkennt, wer nur das fremde Böse, aber nicht das eigene sieht, der ist (tragischerweise) dazu verurteilt, seinen Feind zu imitieren. Wer hingegen das Böse auch in sich selbst zu erkennen vermag und folglich merkt, daß er dem Feind ähnlich ist, gerade der unterscheidet sich wirklich von ihm. Wer sich weigert, die Ähnlichkeit zu sehen, der verstärkt sie nur; wer sie sich eingesteht, hat sie damit auch schon verringert. Halte ich mich für anders, bin ich vom gleichen Schlag; halte ich mich für gleich, bin ich anders ...“

Selbstverständlich bezieht sich Todorov auch auf [Stanley Milgram](#) und seine inzwischen in vielen Varianten wiederholten Gehorsamsexperimente, die auch [Zygmunt Bauman](#)³⁶ in seinem Buch „Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust“ als Bezugspunkt nimmt. Denn angesichts der ungeheuerlichen menschenmöglichen Schrecken stellt sich immer wieder das Problem menschlicher Verhaltensweisen, die mehrheitlich strikt der Naturebene 2 und ihren kollektiven Maßgaben verpflichtet sind. Deshalb ist es inzwischen eine Allerweltsweisheit, dass widerständiges Verhalten nur von wenigen zu erwarten ist und dass die Mehrheit keinem personalen Gewissen folgt, sondern sich dem beugt, von dem die meisten meinen, dass es die anderen genauso halten, ohne zu wissen, ob das wirklich der Fall ist. Geht jemand jedoch seinen Gedanken nach und versucht die Stimme seines Gewissens zu vernehmen, könnte er seine Neigung zur Ich-Schwäche erkennen und sich eines Besseren besinnen. Ob er damit glücklicher wird, ist fraglich. Todorov zeigt das am Beispiel der Retter:

„Überraschen könnte es einen allerdings, wenn man erfährt, daß den Rettern nach Beendigung des Krieges nur selten ein glückliches Leben beschieden war. Sicher, sie haben das Gefühl, richtig gehandelt zu haben; doch viele werden depressiv, und nur ganz wenige sind imstande, so weiterzuleben wie vor dem Krieg, als wäre nichts geschehen. Da sie moralisch sensibler sind als der Durchschnittsmensch entwickeln sie ähnliche Reaktionen wie die Überlebenden,³⁷ empfinden Scham und fühlen sich schuldig. Das Böse war so groß, war so nah an sie herangerückt, daß sie sich unweigerlich in ihrem Inneren davon bedroht fühlen müssen: Wenn andere so handeln konnten, warum sollte ich es nicht auch können, sind es nicht Menschen geradeso wie ich? Wenn andere tot sind und ich nicht, habe ich dann nicht trotz allem egoistisch gehandelt? Sie sind deshalb aber keineswegs nachsichtig gegen ihre Landsleute, in deren Mitte sie jetzt wieder leben müssen und deren feiges und gleichgültiges Verhalten sie während der Besatzungszeit nur zu gut beobachten konnten; diesen wiederum sind die Retter ein Dorn im Auge, sind sie doch eine Art lebendiger Vorwurf, der Beweis dafür, daß man auch anders gekonnt hätte. Oft sind die einstigen Retter denn auch in ferne Länder emigriert, die vom Bösen weitgehend verschont geblieben sind: nach Kanada, Argentinien oder Australien; in den Zeiten der Not haben sie sich anders als ihre Landsleute verhalten, und das macht ihre Wiedereingliederung in die Gemeinschaft jetzt schwierig. Aber sind sie erst einmal woanders, müssen sie feststellen, daß die Länder und die Menschen sich ähneln: Gut und Böse sind zu ungleichen Teilen gemischt, die Mehrheit ist immer konformistisch, und nur wenige sind gerecht.

Die Geschichten von Rettungsaktionen, so positiv sie sind, geben letztlich also nur wenig Anlaß zu Optimismus – zeigen sie doch, daß sich nur selten Menschen finden, die dazu imstande sind, ja sie sind fast ebenso selten wie große Helden oder Heilige (wenn auch sympathischer als sie); und niemand kann im voraus sagen, wie er sich im Zweifelsfalle verhalten würde. Alle Überlebenden leiden unter dieser Gewißheit: Wenn die Verfolgungen morgen wieder einsetzen, würde ihnen – auch wenn offiziell alle Sympathien den Opfern, aller Abscheu den Henkern gilt – ebenso selten geholfen wie beim letzten Mal, und die braven Nachbarn, die jetzt jeden Morgen grüßen, würden wieder den Blick abwenden. »Bei jedem, dem ich begegne, frage ich mich: ‚Hätte dieser mir

36 Siehe dazu https://www.pw-portal.de/rezension/16525-dialektik-der-ordnung_18982.

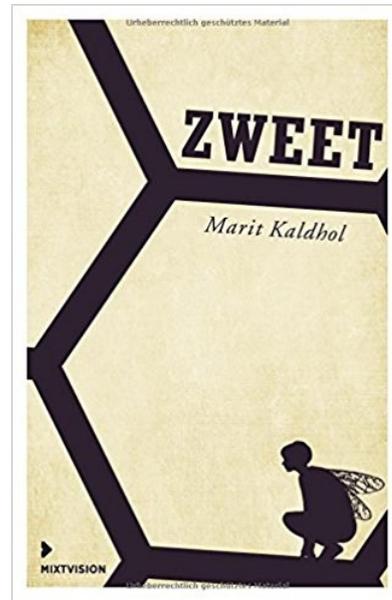
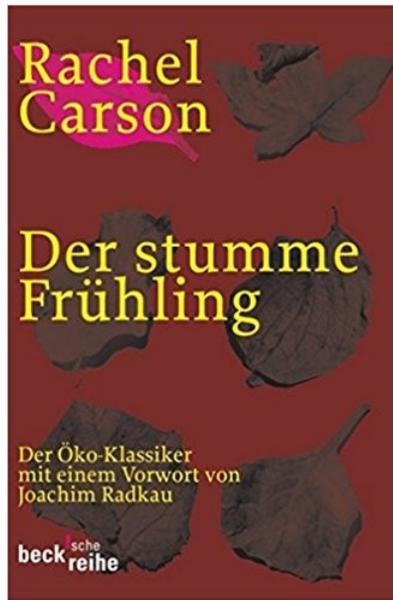
37 Todorov denkt an Jean Améry und Primo Levi als KZ-Überlebende, die sich beide das Leben nahmen, als sie lange wieder in Freiheit waren.

geholfen zu laufen? Hätte jener mir etwas von seinem Wasser abgegeben?‘ So befrage ich jeden, den ich sehe [...]. Die, von denen ich auf den ersten Blick weiß, daß sie mir geholfen hätten, sind so wenige ...« (Delbo, Trilogie, 354). Die Gerechten sind und bleiben die Ausnahme, und das obwohl die Alltagstugenden so selten nicht sind, und jeder ab einem gewissen Alter das moralische Bewußtsein in sich entdeckt. Nur wenige jedoch wären bereit, ihr Leben zu riskieren, um das eines anderen zu retten, oder das ihrer Kinder, um die Söhne und Töchter eines Fremden zu schützen.“³⁸

Es ist also überhaupt nicht entschieden, wie die Gestalten Gardners oder Nilssons, stellt man sie sich im wirklichen Leben vor, sich verhalten werden und wie sie als Erwachsene in der Welt der Erwachsenen in Schlüsselsituationen reagieren. Sie haben aber bessere Voraussetzungen als andere, die sich den kollektiven Zwängen und deren Einschüchterungspotential zeit ihres Lebens gefügt haben.

38 Tzvetan Todorov, *Angesichts des Äußersten*, Wilhelm Fink, München 1993, S. 272-273. Das ist auch die Erkenntnis Zygmunt Baumans. Siehe dazu auch [Skizzen zu weißer Vorherrschaft auf der Bühne kolonialisierter Lebenswelten](#), S. 33 ff.

2 EINZELGÄNGER



2.1 MARIT KALDHOL: „ZWEET“

2.1.1 EINE STOFFSAMMLUNG IN VORBEREITUNG AUF „ZWEET“

Marit Kaldhols „Zweet“ gilt als Jugendliteratur. Der Roman liest sich leicht, möglicherweise zu leicht, trotz des ungewohnten Druckbildes, das, abgesehen von lexikalischen Anmerkungen am Ende vieler Abschnitte, an ein Prosagedicht erinnert. Denn wenn man die Hauptgestalt Lill-Miriam verstehen will, genügt es nicht, sie als Außenseiterin zu verstehen, erzählt sie doch, dass ihre Mama den Eltern der Klasse, in der Lill-Miriam ist, gesagt habe, dass sie ein „Zyndrom“³⁹ habe und sie seither nur noch „Zyndrom“ genannt werde. Lill-Miriams Leib- und Magenthema sind Insekten, vor allem Bienen, das Bienensterben, Pestizide und Zweifel am Fortbestehen der Welt, wie sie der Mensch braucht.

Der Roman ist aus drei Perspektiven je in Ich-Form-Kapitel unterteilt: „Lill-Miriam“, „Susan“, „Ruben“. Im kurzen vierten Teil kommt noch einmal Lill-Miriam zu Wort.

Es hat eine Weile gebraucht, bis ich mir einen Reim darauf machen konnte, welches die von Marit Kaldhol gesetzten Bezugspunkte sind, so dass aus der Außenseiterin mit „Zyndrom“ jemand wird, der die Tradition von Rachel Carsons „Der stumme Frühling“ in anderer Weise nach dem inzwischen verbotenen DDT fortsetzt. Kaldhols Geschick besteht darin, wie sie ökologische Daten und die von ihnen ausgehende Beunruhigung an die Wahrnehmung einer besonders begabten Jugendlichen bindet. Daraus ergibt sich für den Leser die Einsicht, wie sich in besonders begabten Individuen jenseits sozialer Interaktionen und ihrer Konflikte, aber auch jenseits der herrschenden

³⁹ Auf ihrer Laptoptastatur ist die s-Taste lose und abgefallen, so dass Lill-Miriam beim Schreiben den Buchstaben durch „z“ ersetzt. – Die Anmerkungen beziehen sich auf das, womit Lill-Miriam und, später, ihr Freund Ruben sich beschäftigen. Zu Syndrom passt die leichte [Autismus](#)-Variante [Asperger-Syndrom](#). Dazu liefert Lill-Miriam keine Anmerkung. Das liegt wohl daran, dass sie sich ganz normal fühlt und deshalb nichts zu erklären braucht. Aber vor allem in Teil 2 wird von der Klassenkameradin Susan alles aufgezählt, was sie in den Augen der anderen bemerkenswert macht. Aus der Zusammenstellung ergeben sich zahlreiche Hinweise auf das, was „Asperger-Syndrom“ genannt wird.

polit-ökonomischen Gesellschaftsverhältnisse ein breiteres Bewusstsein für die enge Verflechtung zwischen allen Formen des Lebens auf dem Planeten Erde entwickeln kann.

Gleichzeitig wird die folgende Vorstellung des Romans ergeben, wie sich der bisherige Analyse-rahmen verändern muss, weil an einer Figur wie Lill-Miriam Kategorien wie kollektives oder personales Gewissen abprallen müssen. Vielmehr scheint gemäß Schaik/Michel in Lill-Miriam Naturebene 3 voll entwickelt zu sein, was sowohl Lill-Miriam zu einer hervorstechenden Persönlichkeit macht, aber auch dem Leser abverlangt, sich von Erwartungen zu trennen, die er sich sonst mit schöner Literatur einzulösen trachtet. Diesen Erwartungen kommt die Autorin insofern entgegen, als sie die Reaktionen der Mitmenschen auf jemanden wie Lill-Miriam darstellt. Da treten Ablehnung, Hass, Mobbing, aber auch soziale Wärme in Erscheinung.

Zunächst einige Materialien.

1. [Rachel Carson](#), *Der stumme Frühling*, 1962:

„1. Kapitel

Ein Zukunftsmärchen

Es war einmal eine Stadt im Herzen Amerikas, in der alle Geschöpfe in Harmonie mit ihrer Umwelt zu leben schienen. Die Stadt lag inmitten blühender Farmen mit Kornfeldern, deren Gevierte an ein Schachbrett erinnerten, und mit Obstgärten an den Hängen der Hügel, wo im Frühling Wolken weißer Blüten über die grünen Felder trieben. Im Herbst entfalteten Eiche, Ahorn und Birke eine glühende Farbenpracht, die vor dem Hintergrund aus Nadelbäumen wie flackerndes Feuer leuchtete. Damals kläfften Füchse im Hügelland, und lautlos, halb verhüllt von den Nebeln der Herbstmorgen, zog Rotwild über die Äcker.

Den Großteil des Jahres entzückten entlang den Straßen Schneeballsträucher, Lorbeerrosen und Erlen, hohe Farne und wilde Blumen das Auge des Reisenden. Selbst im Winter waren die Plätze am Wegesrand von eigenartiger Schönheit. Zahllose Vögel kamen dorthin, um sich Beeren als Futter zu holen und aus den vertrockneten Blütenköpfchen der Kräuter, die aus dem Schnee ragten, die Samen zu picken. Die Gegend war geradezu berühmt wegen ihrer an Zahl und Arten so reichen Vogelwelt, und wenn im Frühling und Herbst Schwärme von Zugvögeln auf der Durchreise einfielen, kamen die Leute von weither, um sie zu beobachten. Andere kamen, um in den Bächen und Flüssen zu fischen, die klar und kühl aus dem Hügelland strömten und da und dort schattige Tümpel bildeten, in denen Forellen standen. So war es gewesen, seit vor vielen Jahren die ersten Siedler ihre Häuser bauten, Brunnen gruben und Scheunen errichteten.

Dann tauchte überall in der Gegend eine seltsame schleichende Seuche auf, und unter ihrem Pesthauch begann sich alles zu verwandeln. Irgendein böser Zauberbann war über die Siedlung verhängt worden: Rätselhafte Krankheiten rafften die Kükenscharen dahin; Rinder und Schafe wurden siech und verendeten. Über allem lag der Schatten des Todes. Die Farmer erzählten von vielen Krankheitsfällen in ihren Familien. In der Stadt standen die Ärzte immer ratloser den neuartigen Leiden gegenüber, die unter ihren Patienten auftraten. Einige Menschen waren plötzlich und unerklärlicherweise gestorben, nicht nur Erwachsene, sondern sogar Kinder, die mitten im Spiel jäh von Übelkeit befallen wurden und binnen weniger Stunden starben.

Es herrschte eine ungewöhnliche Stille. Wohin waren die Vögel verschwunden? Viele Menschen fragten es sich, sie sprachen darüber und waren beunruhigt. Die Futterstellen im Garten hinter dem Haus blieben leer. Die wenigen Vögel, die sich noch irgendwo blicken ließen, waren dem Tode nah; sie zitterten heftig und konnten nicht mehr fliegen. Es war ein Frühling ohne Stimmen. Einst hatte in der frühen Morgendämmerung die Luft widergehallt vom Chor der Wander- und Katzendrosseln, der Tauben, Häher, Zaunkönige und unzähliger anderer Vogelstimmen, jetzt hörte man keinen Laut mehr; Schweigen lag über Feldern, Sumpf und Wald.

Auf den Farmen brüteten die Hennen, aber keine Küken schlüpften aus. Die Farmer klagten, sie seien nicht mehr imstande, Schweine aufzuziehen. Jeder Wurf umfaßte nur wenige Junge, und sie

lebten höchstens ein paar Tage. Die Apfelbäume entfalteten ihre Blüten, aber keine Bienen summten zwischen ihnen umher, und da sie nicht bestäubt wurden, konnten sich keine Früchte entwickeln. Die einst so anziehenden Landstraßen waren nun von braun und welk gewordenen Pflanzen eingesäumt, als wäre ein Feuer über sie hinweggegangen. Auch hier war alles totenstill, von Lebewesen verlassen. Selbst in den Flüssen regte sich kein Leben mehr. Keine Angler suchten sie auf, denn alle Fische waren zugrunde gegangen.

In den Rinnsteinen, unter den Traufen und zwischen den Schindeln der Dächer zeigten sich noch ein paar Fleckchen eines weißen körnigen Pulvers; es war vor einigen Wochen wie Schnee auf die Dächer und Rasen, auf die Felder und Flüsse geriesel.

Kein böser Zauber, kein feindlicher Überfall hatte in dieser verwüsteten Welt die Wiedergeburt neuen Lebens im Keim erstickt. Das hatten die Menschen selbst getan.

Diese Stadt gibt es in Wirklichkeit nicht, aber ihr Ebenbild könnte sich an tausend Orten in Amerika oder anderswo in der Welt finden. Ich kenne keine Gemeinde, der all das Mißgeschick, das ich beschrieben habe, widerfahren ist. Doch jedes einzelne dieser unheilvollen Geschehnisse hat sich tatsächlich irgendwo zugetragen, und viele wirklich bestehende Gemeinden haben bereits eine Reihe solcher Unglücksfälle erlitten. Fast unbemerkt ist ein Schreckgespenst unter uns aufgetaucht und diese Tragödie, vorerst nur ein Phantasiegebilde, könnte leicht rauhe Wirklichkeit werden, die wir alle erleben.

Was geht hier vor, was hat bereits in zahllosen Städten Amerikas die Stimmen des Frühlings zum Schweigen gebracht? Dieses Buch will versuchen, es zu erklären.⁴⁰

2. Rachel Carson als Studentin:

„Rachel did not make friends easily at college. She was seen as cool and detached. At weekends she either went home or her mother came to stay at college; her fellow students thought this was a strange and somewhat suffocating situation, and they made fun of Rachel. Throughout her undergraduate years, she also suffered badly with acne on her face and shoulders. In the end, Rachel made a handful of friends by helping people with their work. Her friends discovered that she was not aloof. Although her behavior in classes was self-assured, she was actually shy about personal relationships and friendships.“⁴¹

(Rachel fiel es nicht leicht, Freunde in der Hochschule zu finden. Sie wurde als kühl und distanziert wahrgenommen. An Wochenenden begab sie sich entweder nach Hause, oder ihre Mutter kam zur Hochschule und hielt sich dort auf; ihre Kommilitonen dachten, dass das eine seltsame und in irgendeiner Weise erstickende Situation war, und machten sich über Rachel lustig. Während ihrer Studentenzeit litt sie an schlimmer Akne im Gesicht und auf den Schultern. Schließlich gewann Rachel eine Handvoll Freunde, denen sie bei ihrer Arbeit half. Ihre Freunde fanden, dass sie nicht zurückhaltend war. Obwohl ihr Verhalten im Unterricht von Selbstsicherheit gekennzeichnet war, scheute sie doch persönlichen Umgang und Freundschaften.)

3. Aus einem Interview von Pamela Dörhöfer mit Prof. Dr. Maria Finckh in der Frankfurter Rundschau am 14.12. 2017 (Maria Finckh ist Professorin für Pflanzenschutz in der Ökologischen Landwirtschaft an der Uni Kassel-Witzenhausen. Zu diesem Thema hat sie zusammen mit zwei Kollegen das weltweit erste internationale Lehrbuch in zwei Bänden herausgegeben):

40 Rachel Carson, *Der stumme Frühling*. Mit einem Vorwort von Theo Löbsack, C. H. Beck, München 1981, S. 15-17. – Carsons Thema ist trotz der emotionalen Einstimmung ein wissenschaftliches, nämlich das inzwischen verbotene DDT oder [Dichlordiphenyltrichlorethan](#). Es wurde von Glyphosat als Pflanzengift und Insektiziden, in denen weltweit [Neonicotinoid](#) enthalten sind, ersetzt.

41 "Rachel Carson." Famous Scientists. famousscintists.org. 6 Dec. 2016. Web. 12/18/2017
<www.famousscintists.org/rachel-carson/>

„In Ihrer wissenschaftlichen Publikation heißt es, dass schon geringe Dosen an Glyphosat schaden können, wenn das Mittel über eine längere Zeit eingesetzt wird.

Man muss unterscheiden zwischen akuter und chronischer Toxizität. Akut ist Glyphosat ziemlich harmlos, vor allem für Menschen. Das war es ja, was alle am Anfang so toll fanden. Das Problem sind die langfristigen Auswirkungen, wenn Lebewesen dem Mittel chronisch ausgesetzt sind. Wir kennen das von dem Insektizid DDT, das weniger giftig ist als Kochsalz aber bei chronischer Exposition langfristig in geringsten Mengen Pseudohormon-Aktivität zeigt. Auch für Glyphosat ist ein solcher Effekt festgestellt worden. Vor allem aber wirkt es auf Neurotransmitter.

Kommt daher das erhöhte Risiko für neurodegenerative Erkrankungen von Alzheimer und Parkinson oder auch für Autismus, von dem in der Publikation die Rede ist?

So ist es. Es ist schon sehr beängstigend, wenn man Berichte von Menschen hört, deren Kinder anfangen, Autismus zu entwickeln – und die dann sagen, diese Symptome seien verschwunden, nachdem sie auf rückstandsfreie Nahrung umgestellt hätten. Dazu muss man wissen, dass Glyphosat und AMPA am Glutamat-Rezeptor im Gehirn andocken.

Glutamat, das ist doch der Geschmacksverstärker.

Ja, den nehmen wir alle in verarbeiteten Lebensmitteln oder in Restaurants überall zu uns, selbst dann, wenn wir zuhause nicht damit kochen. Und diese Tatsache treibt mich wirklich um: dass wir hier mit einer Kombination von Stoffen konfrontiert sind, die möglicherweise synergistische Effekte haben.

Die vermutlich noch gar nicht genau erforscht sind.

Wenn wir es mit zwei Stoffen zu tun haben, die möglicherweise an derselben Stelle im Gehirn zu Reaktionen führen, muss man mit der Risikoanalyse noch einmal anders vorgehen als bei nur einer Substanz. Das ist immer das Problem mit Gefahren in der Umwelt: Es ist unmöglich, alle Interaktionen zu testen. Ich fände es angezeigt, die Wechselwirkungen von Glyphosat und Glutamat in der Ernährung insbesondere mit Blick auf das Gehirn zu untersuchen. Ich gehe davon aus, dass die Ergebnisse Auswirkungen auf die Grenzwerte haben werden, die in den letzten 20 Jahren ständig gestiegen sind, weil die früheren niedrigen Werte durch die hohen Aufwandsmengen in Übersee, vor allem bei gentechnisch glyphosatresistenten Pflanzen wie Soja schon lange nicht mehr eingehalten werden können.“⁴²

4. Aus dem Paracelsus Magazin für Heilpraktiker: Ausgabe 2/2016

„Tatort Gifte im Körper

Unser Körper ist in der heutigen Zeit einer noch nie dagewesenen Menge an Giften ausgesetzt. Pestizide, Herbizide, Amalgam und andere Zahngifte, Lebensmittelzusatzstoffe (E-Nummern), Konservierungsstoffe, Diesel- Partikel aus Abgasen, industrielle Abfälle, Lösungsmittel, Inhaltsstoffe in Kosmetika, Wasch- und Reinigungsmittel, Medikamente, Elektrosmog, Chemtrails, Radioaktivität und noch viele andere Substanzen lassen das menschliche Entgiftungssystem an seine Grenzen stoßen und führen im Laufe der Jahre bei vielen Menschen zu schweren gesundheitlichen Schäden.

Sie können Allergien, Demenz und Alzheimer, Schilddrüsenerkrankungen, Krebs, Parkinson, Autismus, Bluthochdruck, Autoimmunerkrankungen und weitere Krankheiten verursachen. Ob wir diesen Giften schon im Mutterleib ausgesetzt waren, ob wir sie geschluckt, eingeatmet, über die Haut

⁴² <http://www.fr.de/wissen/unkrautvernichter-darum-ist-glyphosat-so-gefaehrlich-a-1407177> (14.12.2017).

aufgenommen haben oder ob unsere Zähne damit gefüllt sind – sie beeinträchtigen Ihren Körper, der nicht dafür gemacht wurde, so große Mengen schädlicher Gifte zu entsorgen.“⁴³

5. Kriterien für die Entdeckung von Aspie, von Attwood und Gray:⁴⁴

„Wenn man die Stärken fokussiert, muss man den vorherigen Begriff, Asperger-Syndrom, ersetzen durch einen neuen Ausdruck. Die Autor_innen finden, dass der Begriff Aspie, den Liane Holliday Willey in Bezug auf sich selbst in ihrem Buch ‚Ich bin Autistin - aber ich zeige es nicht. Leben mit dem Asperger-Syndrom‘ verwendet, ein Ausdruck ist, der unter den anderen talentbegründeten Ausdrücken zuhause ist: Solistin, Genie, Aspie, Tänzer. [...]

A. Qualitative Vorteile in der sozialen Interaktion, die sich in der Mehrzahl der folgenden Punkte manifestieren:

- Beziehungen zu Altersgenossen geprägt von absoluter Loyalität und untadeliger Zuverlässigkeit
- Frei von Vorurteilen aufgrund des Geschlechts, des Alters oder der Kultur; Fähigkeit, andere so zu akzeptieren, wie sie sind
- Drückt eigene Gedanken ungeachtet des sozialen Zusammenhangs aus oder hält an persönlichen Überzeugungen fest
- Fähigkeit, persönliche Theorien oder Perspektiven trotz widersprechender Beweise zu verfolgen - Sucht Zuhörer_innen oder Freund_innen, die fähig sind, sich für einzigartige Interessen und Themen zu begeistern, Details schätzen und Zeit damit verbringen, ein Thema zu diskutieren, das nicht von vorrangigem Interesse zu sein scheint
- Hört ohne ständiges Urteilen oder Unterstellungen zu
- Hauptsächlich an aussagekräftigen Gesprächsbeiträgen interessiert; vermeidet ‚ritualisierten Small Talk‘ oder sozial triviale Aussagen und oberflächliche Unterhaltungen.
- Sucht aufrichtige, positive, echte Freunde mit einem bescheidenen Sinn für Humor

B. Spricht fließend ‚Aspergisch‘, eine soziale Sprache, die von mindestens drei der folgenden Merkmale gekennzeichnet ist:

- Entschlossenheit, die Wahrheit zu suchen
- Unterhaltung frei von versteckten Bedeutungen oder Hintergedanken
- Hoch entwickelter Wortschatz und Interesse an Wörtern
- Faszination an wortbasiertem Humor wie Wortspielen
- Fortgeschrittener Gebrauch von Bildmetaphern

C. Die kognitiven Fähigkeiten sind durch mindestens vier der folgenden Merkmale gekennzeichnet:

- Starke Bevorzugung von Details vor dem Gesamtbild
- Originelle, oft einzigartige Weise der Problemlösung
- Außergewöhnliches Gedächtnis und/oder Erinnerung an Details, die von anderen oft vergessen oder ignoriert werden, wie z.B. Namen, Daten, Terminpläne, Routinen
- Begeisterte Ausdauer beim Durchhalten beim Sammeln und Ordnen von Informationen zu einem Thema von Interesse
- Beharrlichkeit des Denkens
- Enzyklopädisches oder ‚CD-ROM‘-Wissen über ein oder mehrere Gebiete
- Wissen um Routinen und ein zielgerichteter Wunsch, Ordnung und Genauigkeit aufrechtzuerhalten
- Klarheit in den Werten/bei Entscheidungen, unberührt von politischen oder finanziellen Faktoren

D. Mögliche zusätzliche Merkmale:

43 Siehe <http://www.paracelsus.de/magazin/ausgabe/201602/tatort-gifte-im-koerper/>.

44 <http://autismus-kultur.de/autismus/autistic-pride/die-entdeckung-von-aspie.html>.

- Große Sensibilität für bestimmte sensorische Erfahrungen und Stimuli, z.B. Hören, Berührung, Sehen, und/oder Geruch
- Stärke bei Einzelsportarten -spielen, besonders solchen, die Ausdauer und visuelle Genauigkeit erfordern wie Rudern, Schwimmen, Bowling, Schach
- ‚Sozial unbesungener Held‘ mit vertrauensvollem Optimismus: häufiges Opfer der sozialen Schwächen anderer und trotzdem an dem Glauben festhaltend, dass echte Freundschaften möglich sind
- Eine höhere Wahrscheinlichkeit als in der Durchschnittsbevölkerung, nach dem Gymnasium die Universität zu besuchen
- Oft fürsorglich anderen gegenüber außerhalb des Rahmens der typischen Entwicklung.“

2.1.2 EINE JUGENDLICHE BIENEN- UND INSEKTENSPEZIALISTIN IN DER SCHULE

Ulf Cronenberg, Rezensent auf <https://www.jugendbuchtipps.de/>, hat keinen rechten Zugang zu Lill-Miriam gefunden: *„80 Seiten kommt Lill-Miriam zu Wort, und am Ende dieses Parts kippt das Buch, weil es zu weitschweifig und penetrant das Insektenthema aufgreift und Insektenanalogien bemüht. Da ist schon etwas Durchhaltevermögen gefragt. Und als ich mich langsam zu fragen begonnen habe, ob ich das Buch noch weiterlesen will, wechselt die Erzählerin von Lill-Miriam zu Susan. Gottseidank. Auch die Verse verlieren sich in diesem Teil des Buchs.“*⁴⁵ Er findet das Insektenthema übertrieben, was den Roman sperrig mache und Jugendlichen zu viel zumute. Trotzdem gibt er ihm vier von fünf Punkten, weil er genau den Teil hoch bewertet, wo es um Zwischenmenschliches im Umfeld von Lill-Miriam geht. Damit wird aber verfehlt, worum es Kaldhol bei der Darstellung dieses Mädchens mit einem „Zyndrom“ und seiner gewiss monomanischen Beschäftigung geht. Wird „Zyndrom“ nicht entschlüsselt, entzieht sich alles, was Lill-Miriam für entscheidende Beobachtungen macht, in welchem Zusammenhang sie diese stehen sieht und warum ihr das Insektenthema so wichtig ist. Es ist für sie lebenswichtig: *„Wenn ich erwachsen bin, will ich Forscherin auf genau diesem Gebiet werden. Ich muss es schaffen, bevor es zu spät ist.“*

Lill-Miriams Teil beginnt mit der Schilderung eines Giftgasunfalls in einer in der Nähe der Schule und eines Ärzteentrums gelegenen Produktionsstätte für die agroindustrielle Landwirtschaft. Durch ein Leck breitet sich [Ammoniak](#)⁴⁶ in Gasform um die Fabrik herum aus, und die gefährdeten Menschen müssen schnellstens evakuiert werden.

Entscheidend für den Aufbau des Romans und für die Rolle Lill-Miriams ist aber, dass der Leser erst im zweiten Teil von Susan, der Kameradin aus der zehnten Klasse, erfährt, was Lill-Miriam so in Schrecken versetzt, dass sie durch die Alarmanlage ausgelösten Panikströme zu den Bussen hin die umgekehrte Richtung einschlägt und sich allein auf dem Dachboden der Schule versteckt. Dort hat sie einen guten Beobachtungsposten, von dem aus sie verfolgen kann, was sich auf dem Schulhof abspielt. Die Alarmanlage hat bei ihr etwas ganz anderes ausgelöst, nämlich so sehr bei ihrem Hören beeinträchtigt zu sein, dass sie fürchtet, es platze ihr der Schädel. Diese Überbean-

⁴⁵ Siehe <https://www.jugendbuchtipps.de/2017/09/07/buchbesprechung-marit-kaldhol-zweet/>.

⁴⁶ Siehe Wikipedia-Artikel zur Stickstoffdüngung: *„Nachdem Justus von Liebig die Bedeutung des Stickstoffs für die Erträge in der Landwirtschaft entdeckt hatte, stieg die entsprechende Nachfrage nach Düngemitteln. Natürlich vorkommende Lagerstätten enthalten Kalisalpeter und Natronsalpeter, zum Beispiel in Chile (daher auch der Trivialname Chilesalpeter), und wurden vor allem in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts abgebaut. Durch das im Jahr 1910 von der BASF zum Patent angemeldete Haber-Bosch-Verfahren gelang die künstliche Herstellung von Ammoniak als Ausgangsstoff für die Düngemittelherstellung. Die durch dieses Verfahren mögliche großindustrielle Herstellung von Mineraldünger machte das immense Wachstum der Weltbevölkerung im 20. Jahrhundert und damit auch die moderne Gesellschaft möglich.“*

sprachung ihres Hörvermögens – sie spricht von Folter – können auch die alltäglichen Schulgeräusche und die Stimmen ihrer Mitschüler bei ihr auslösen, so dass sie zeitweise mit schalldämpfenden Kopfhörern die Schule besucht. Deshalb möchte sie auch nicht zu den anderen, weil sie nicht möchte, dass ihre scharfen Laute in ihre Ohren dringen.

Am Schulausgang werden die Lehrer und Schüler von Leuten, die Schutzanzüge tragen, empfangen und zu den Bussen geführt. Ihre Gesichter sind von Schutzmasken verborgen. Für Lill-Miriam spielt sich eine von Terroristen organisierte Entführung ab. Überall folgsame Schritte. Aber nicht ihre. Denn sie weiß genau, wohin sie will, um nicht gefasst zu werden. Sie hält sich für geistesgegenwärtig wie eine Biene: *„Ich bin schnell. Keiner kann mich fangen. [...] Ich war zu schnell für sie. Ich konnte mich in Sicherheit bringen.“* Ab und zu blickt sie hinaus. Dann macht sie es sich bequem, holt ihr Laptop heraus und schreibt: *„Der Dachboden ist ein Bienenstock, in den ich fliegen kann. Abgeschlozzen und zicher. Geheim.“* Sie möchte ihrer Mutter schreiben, damit sie weiß, wo sie ist, und sich keine Sorgen macht. Aber das Internet ist ausgefallen. Der Alarm wird zu Mittag ausgelöst. Ihr letzter Eintrag im Laptop ist um 19.10 Uhr. Sie ist immer noch auf dem Dachboden und hat dann noch das Dachlukenfenster fixiert, damit frische Luft hereinkomme. Denn sie hat einen unangenehmen Geruch wahrgenommen und fühlt sich schlapp.

Zwischendurch beobachtet sie eine Katze auf dem Schulhof und vergegenwärtigt sich, mit welchen Sinnesorganen sie sich die Welt erschließt. Dann denkt sie an denjenigen aus ihrer Klasse, der ihr Honig gegeben hat und schöne Worte: *Züß, zweet, dulce*⁴⁷. Er hat ihr gesagt, dass er mit ihr befreundet sein will. Das mag sie deshalb so sehr, weil er verlässlich erscheint. Sie denkt, dass er vielleicht auch nicht mit den anderen fortgefahren ist: *„Hier könnten wir dicht nebeneinander sitzen. Wir könnten uns flüsternd unterhalten. Warten. Uns die Bilder meiner Bienen angucken. Zusammen überleben.“* Sie kennen sich seit einem Jahr und drei Monaten. Sie redet nicht viel. Schreiben fällt ihr leichter. Ihre Mama sagt ihr, dass niemand allein zurechtkommen müssen sollte.

Ihr Laptopspeicher ist voller Informationen über Insekten und Bienen. Sie kennt die berühmten Insektenforscher mit Namen. Vor kurzem hat sie in ihrer Klasse ein Referat über Bienen gehalten. Was Rachel Carson zur Einstimmung noch als ein Märchen über DDT erzählt, ist jetzt ein Referat über Tatsachen des weltweiten Einsatzes von Neonicotinoiden in Insektiziden geworden, deren Ursachen indessen wegen des hohen Komplexitätsgrades wissenschaftlich noch nicht genau zu eruieren sind.⁴⁸ Aber auch Lill-Miriam setzt auf einen emotionalen Einsatz:⁴⁹

„Alarm - die Insekten verschwinden!“

Magst du Erdbeeren? Dann solltest du dir Gedanken machen, weil es passieren kann, dass es irgendwann keine Erdbeeren mehr gibt. Isst du gerne Kirschen, Kiwis, Äpfel oder Wassermelonen?

Die gibt es vielleicht auch irgendwann nicht mehr. Magst du Mandeln, Sonnenblumenkerne, Tomaten,

Gurken oder Kaffee? Alle diese Dinge sind in Gefahr. Und denk dran, dass Marzipan aus Mandeln gemacht wird. Tacos sind aus Maismehl gemacht. Magst du Tacos? Mais könnte Mangelware werden.

Willst du bei Tacos auf den Mais verzichten, weil es keine Maispflanzen mehr gibt? Und wovon sollen sich dann die Tiere ernähren? Magst du Tacos ohne Hackfleisch? Pflanzen sind auf der ganzen Welt ein wichtiges Nahrungsmittel. Speisepflanzen müssen bestäubt werden, um Früchte auszubilden und im nächsten Jahr wiederzukommen. In den USA gibt es gigantisch große Felder.

47 Spanisch für „süß“.

48 Dass Glyphosat inzwischen als ursächlich für Autismus angesehen wird, scheint noch nicht zum Wissensstand von Kaldhol zu gehören. Siehe dazu: *Besorgniserregend – Ärzte legen erdrückende Beweise vor: Die Autismus-Epidemie darf nicht länger ignoriert werden:* <https://netzfrauen.org/2017/02/10/autismus/> (10.2.2017).

49 Siehe dazu Joachim Radkau Kapitel über die Ursprünge der Öko-Bewegung in: Joachim Radkau, *Natur und Macht. Eine Weltgeschichte der Umwelt*, C. H. Beck, München 2002, S. 306-313.

Sie sind so groß, dass man Zuchtbienen für die Bestäubung einsetzt. Die Stöcke werden mit Fahrzeugen meilenweit über die Felder transportiert. Die Bienen schwärmen aus, bestäuben, und werden danach zum nächsten Riesefeld gekarrt. Die Bienenzüchter verdienen sich eine goldene Nase. Die, denen die Felder gehören, verdienen auch einen Haufen Geld. Aber irgendwas ist schiefgelaufen.

Millionen Bienen kommen nicht mehr zurück. Ihr Orientierungssinn ist gestört, sie sind verwirrt. Sie finden nicht zu ihrem Stock zurück. Und sie verlieren ihre Fortpflanzungsfähigkeit, wissen nicht,

mit wem sie sich paaren sollen. Es werden keine neuen Eier gelegt. Und damit schlüpfen auch keine

neuen Arbeitsbienen. Die Zahl der Honigbienen schrumpft in rasantem Tempo. Wenn die Produktion von Nahrungsmitteln zurückgeht, steigen die Preise, sagen die Experten. Wer kann sich teureres Essen leisten? Wer kann es sich nicht leisten und muss hungern? Ist das gerecht?

Die Krise hat in den Neunzigerjahren begonnen. Nicht nur die Zahl der Zuchtbienen für die Agrarindustrie ging zurück, auch die der wilden Hummeln und Bienen. Allein in Norwegen sind 12 von 208 wilden Bienen- und Hummelarten spurlos verschwunden. Das Bienensterben ist ein globales Problem. Forscher auf der ganzen Welt schlagen Alarm. Sie arbeiten auf Hochtouren, um die Ursache zu finden, und beantragen bei den Regierungen ihrer Länder mehr Forschungsgelder. Aber längst nicht alle Regierungen nehmen die Krise sonderlich ernst.

Mögliche Ursachen für das Bienensterben könnten sein:

1. Pflanzenschutzmittel/Neonikotinoide
2. Temperaturanstieg/Klimawandel
3. Krankheit/Milben- & Virusbefall
4. Stress

Ich brenne wie ein Lagerfeuer für die erste Theorie: Vergiftung. Das geht folgendermaßen vor sich: Der Samen wird mit verschiedenen Neonikotinoiden gespritzt, um Schädlinge auszuschalten. Die Samen werden gesät, und wenn die Pflanze daraus wächst, gelangt das Gift in die Blätter und Blüten. Und in die Pollen und den Nektar, den die Bienen aufsaugen. Das aufgenommene Gift macht die Bienen orientierungslos, krank und paarungsunfähig. Und wegen des gestörten Orientierungssinnes finden sie keine Nahrung. Bestäubung findet nicht statt, die Biodiversität ist bedroht. Aber es können auch die drei anderen Ursachen sein. Oder im schlimmsten Fall eine Mischung aller vier.

Wenn ich erwachsen bin, will ich Forscherin auf genau diesem Gebiet werden. Ich muss es schaffen, bevor es zu spät ist.

Quelle für das Referat:

Artikel aus der Zeitschrift Science www.forskning.no

Immer wieder wird sie von Bildern des Erstickens im Wasser heimgesucht. Es hat etwas mit Menschen zu tun. „Viele gegen einen“: Das fürchtet sie. Wenn sie ins Du fallend sich fiktiv dialogisch an ihren Freund wendet, geht es ihr besser. Auf der Liste dessen, was sie kann, steht neben warten, riechen, Listen schreiben, Fremdwörter lernen, mich verstecken, mir was merken, besonders Daten, Referate schreiben, sortieren auch überleben. Das will sie am deutlichsten.

In Susans Teil erfährt der Leser, was es mit Lill-Miriams Situation in der Schule auf sich hat. Susan ist mit ihr seit der ersten Klasse zusammen. Sie wird von einem anderen Bild heimgesucht, das mit Lill-Miriams Ersticken zu tun hat: Wenn sie in den Spiegel schaut, meint sie in Lill-Miriams Augen zu schauen. Das ist ihr [Menetekel](#). Sie war nämlich mit zwei anderen Klassenkameradinnen daran beteiligt, Lill-Miriam im Strandschwimmbad gepackt und immer wieder ins Wasser getaucht zu haben, ohne dass sie zwischendurch Luft holen konnte. Susan zieht Lill-Miriams reglosen Körper noch aus dem Wasser und unternimmt erfolglose Wiederbelebungsversuche, bis alle Mädchen verschwinden, als sei nichts gewesen. Andrine – sie ist die Anführerin der drei Mädchen – hat sie darauf eingeschworen, mit niemandem darüber zu sprechen.

In der Schule fehlt Lill-Miriam. Niemand spricht darüber. Irgendwann weiß man, dass Lill-Miriam wegen eines Unfalls im Krankenhaus liegt. Für Susan bleibt es der „Vorfall“, der sie verfolgt.

Nach dem Giftgasalarm hat Susan neuen Anlass, sich über Lill-Miriam Gedanken zu machen. In den Abendnachrichten wird gemeldet, dass ein Mädchen verschwunden sei, das eigentlich unter denen hätte gewesen sein müssen, die in die Busse gestiegen sind. Susan erinnert sich, ihr beim Verlassen der Schule in entgegengesetzter Richtung begegnet zu sein. Sie fragt sich, ob sie sich für sie hätte verantwortlich fühlen müssen. Das Gefühl verstärkt sich, als sie im Bus den suchenden Blicken Rubens, des Mitschülers aus Kuba, begegnet. Sie fühlt sich zu ihm und seiner ganzen Erscheinung hingezogen, während sie gleichzeitig fürchtet, von ihm als das Mädchen erkannt zu werden, das Lill-Miriam gegenüber zweimal versagt hat. Dass Ruben derjenige ist, der Lill-Miriam am besten kennt, weiß sie nicht, hat ihn aber einmal mit ihr sprechen sehen, diesen anderen Außenseiter, einer aus Kuba, mit Akzent. Er ist dunkelhäutig, weil seine Mutter eine Schwarze ist.

Sie beschreibt, womit Lill-Miriam seit der ersten Klasse ihre Mitschüler gegen sich aufgebracht hat: *„Wir fanden es unerträglich, wie sie aussah. Fett. Dass es ihr so egal war, wie sie aussah. Wenn sie wenigstens ihre Haare hätte wachsen lassen, um mehr wie wir auszusehen. Glatt und lang oder hochgesteckt. Sie war anders als wir. Wir konnten es nicht leiden, dieses Anderssein. Dass sie war, wie sie war. So verdammt sie selbst. Es hat uns tierisch gestört, ihr Anderssein. Wir waren ihr egal, sie bestimmte selber. Und sie war alleine.“*

Ständig beobachten sie sie und sind genervt, wenn sie sie mit ihren Kopfhörern herumlaufen oder ihre abgehackten Bewegungen sehen, oder bemerken, wie sie an den Büchern schnüffelt, wenn sie sie aufschlägt, oder an Papier riecht. Ihr *Insektenfimmel* treibt ihre Abneigung auf die Spitze, wenn sie etwa tote Käfer auf dem Fensterbrett ausbreitet. Sie leeren ihre Brotdose und legen Hundekacke hinein. Sie haben es darauf abgesehen, sie zum Knurren zu bringen, nennen sie *„das Biest“*. Sie sagt nie etwas zu denen, die sie trietzen. Die wollen das *Biest* aus ihr herauskitzeln, als sie einmal mit allen anderen einen engen Kreis um sie bildet und ihr keine Fluchtmöglichkeit gelassen wird. Da hört Susan zum ersten Mal das Knurren, bis Lill-Miriam anfängt, aus Leibeskräften um sich zu schlagen, bis der Lehrer einschreitet und sie festhält. Irgendwann registriert Susan, dass das *Biest* Tränen in den Augen hat. Lill-Miriam kann zu ihrem Erstaunen weinen. Sie behält es für sich.

Lill-Miriam ist nach ihrem *„Unfall“* oder *„Vorfall“* lange nicht in der Schule. Als sie im neuen Schuljahr wiederkommt, ist sie verändert. Sie ist schlank geworden und gewachsen, größer als Susan und ihre Clique. Sie nimmt Platz in der Klasse und würdigt niemanden eines Blickes.

Susan ist indessen allem Anschein nach die einzige, die sich ständig Gedanken über Lill-Miriam und ihr Versagen macht. Sie kann mit niemandem darüber reden, weder in der Schule noch zu Hause. Ihre Eltern leben ihr Leben jeder für sich. Oft fühlt sie sich in ihrem Elternhaus fremd. Es gibt aber etwas, woraus sie Kraft schöpft, was ihr Halt und wachsendes Selbstbewusstsein verleiht. Das ist der Tanz mit allen Figuren, die sie beim Ballettunterricht gelernt hat. Da findet sie ihren Balancepunkt und kann ihn immer, wenn sie ihn verloren hat, schnell wiederfinden. Sie sieht das in Zusammenhang mit dem, worunter sie leidet, hofft aber darauf, dass die Stärke, die sie aus dem Tanz gewinnt, ihr helfen wird, ihr Leben anders fortzusetzen.

Susan ist also die Gestalt, in der kollektiver Zwang und personales Gewissen im Streit miteinander liegen und Susan sich immer wieder selbst zu verlieren droht. Was bleibt, ist ihr schlechtes Gewissen als Chance für einen Neuanfang.

Ruben, der Kubaner, hat als dunkelhäutiger Außenseiter – seine Mutter ist Schwarze – alles Zeug dazu, von Gruppenzwängen nicht eingeholt werden zu können. Susan sieht ihn als *„Einzelgänger“*.

Er rettet Lill-Miriam, als er sie regungslos am Strand findet. Das geschieht auf einem seiner Gewohnheitsgänge am Meeresufer, die er in Norwegen beibehalten hat. Er ruft seine Mutter an. Sie ist Ärztin, die für alles Weitere sorgt. Ruben besucht Lill-Miriam im Krankenhaus. Das allererste Wort, das sie an ihn richtet, als er ihr sagt, dass er sie gefunden habe, ist „Ah ja“. Mehr nicht. Dann zeigt sie ihm das vor ihr aufgeschlagene Buch mit der Nahaufnahme einer Libelle.

Am Wochenende vor dem Ammoniakunfall spricht er mit ihr über das auf Kuba gelegene [Guan-tánamo](#) und die dort angewendeten Foltermethoden. Das löst in Lill-Miriam so viel sprachloses Erschrecken aus, dass er nicht weiß, woran er mit ihr ist. Er denkt, dass in Kuba geboren zu sein ihn als einen Inselbewohner, gar ihn selbst als eine Insel kennzeichnet. In Lill-Miriam sieht er eine zweite Insel, die sich wie er auf sie auf ihn zubewegt. Jetzt fehlt sie in der Schule, und die Schule ist geschlossen. So wie sich Lill-Miriam fiktiv dialogisch an ihn wendet, macht er es gleichfalls mit ihr, wenn er an sie denkt.

Als er einmal einen zweipunktigen Marienkäfer findet, geht er zu ihr nach Hause, weil er ihre Adresse kennt. Sie ist einsilbig, aber er fühlt sich trotzdem willkommen, umso mehr, als er einen Blick ihrer grün-blauen Augen erhascht:

*„Plötzlich warst du mit einem Satz auf der Holzveranda neben der Treppe.
Hast dich auf den Bauch gelegt, den Kopf dicht an den Blumentöpfen.
Du hast auf etwas gezeigt.
»Was ist da?«
Du hast weiter nur gezeigt.
Da hab ich mich neben dich gelegt, den Kopf dicht an den Töpfen wie du.
Und habe sie gesehen: eine Hummel.
Sie flog von Blüte zu Blüte.
Spanische Margeriten mit einem Kranz blauroter Zungen um den Blütenkorb.
An den Hinterbeinen der Hummel hingen Säcke voll mit gelbem Pollen.
Ich konnte deutlich den winzigen Rüssel erkennen, mit dem sie den Nektar sammelte, aufsaugte, den Magen damit füllte, weiter zur nächsten Blüte flog.
Jedes Mal, wenn der bauschige Hummelkörper abhob, wirbelte eine Wolke Blütenstaub auf.
Unsere Gesichter waren so dicht dran, dass wir den Flügelschlag spürten.
Wie der Propellerwind eines Mikro-Helikopters.
Einer winzigen Drohne.
Wenn die Hummel in der Luft war, hörte ich ihr Summen.
Wenn sie still saß, deinen Atem.
Die Bretter unter uns waren sonnenwarm.“*

Sein Auftreten in der Klasse macht ihn zu jemandem, der, weil er in keine Gruppe gehört, für die anderen auch nicht berechenbar ist. Er bleibt allein. Berechenbar wird er aber, als in der Mädchentoilette ein Junge aufgetaucht ist und die Türen mit einem grünen Filz beschmiert hat. Ruben hat ihn gesehen. Und als die Jungen einzeln zur Rektorin bestellt werden, weil sie allem, was sie für

Vandalismus hält, sofort Einhalt gebieten will, sagt Ruben den Namen des Jungen, den er gesehen hat. Damit setzt er sich nach der Schule immer wieder Schikanen der Gruppe aus, zu der der Junge gehört. Niemand sonst aus der Klasse hätte es gewagt, die Wahrheit zu sagen. So bleibt er der „Verräter“ und wird zusätzlich geschnitten.

Aber: *„Ich trage deinen Namen in meinem Mund.*

Eine rote Beere.

Süß, saftig, glatt auf meiner Zunge.

Miriam.

Dein Name rollt wie eine Beere in meinem Mund herum, will nicht still liegen. Ist genauso unruhig wie du.“

Miriam, wie er sie nennen darf, lässt ihn an ihrer Welt teilnehmen, so dass er ein Vertrauter wird. Er würde sie mit nach Kuba nehmen, damit sie die dortige Insektenwelt kennenlernt, vor allem aber seine Großmutter, die er am meisten in Norwegen vermisst, nachdem seine Eltern beschlossen haben, Kuba zu verlassen. Der Großvater sitzt dort wegen Unbotmäßigkeit und seiner Wahrheitsliebe schon lange im Gefängnis. Ruben möchte dorthin zurück. Außerdem beunruhigt ihn Guantánamo. Er weiß, dass er damit Lill-Miriam verstört, beschreibt aber weiter, was dort geschieht. Lill-Miriam kann sich deshalb, obwohl sie sich die Hände auf die Ohren presst und ihr Kopf zittert, auch vorstellen, Journalistin zu werden.

Rubens Teil wird strukturiert durch seine Unruhe über Lill-Miriams Verschwinden. Sie rührt sich nicht in ihrem Versteck auf dem Schuldachboden, so dass alle Suche nach ihr ins Leere läuft. Auch von Hubschraubern ist sie nirgends zu entdecken. Niemand kommt auf die Idee, sie in der Schule zu suchen, so dass Lill-Miriam dort auch den zweiten Tag bis zum Abend verbringt.

Ruben ist zu ihren Eltern gegangen, die voller Unruhe sind. Sie sehen, wie sich dem Haus jemand nähert und wieder verschwinden will. Es ist Susan. Als sie das Gartentor wieder erreicht hat, zögert sie und dreht noch einmal um: *„Läuft mit festen Schritten auf uns zu.“*

Das ist die Überleitung zum vierten Teil, in dem Lill-Miriam noch einmal spricht. Die entscheidende Passage, in der sie zeigt, dass sie über sich selbst verfügt, ist die folgende:

„Wir Bienen handeln nach einem inneren Trieb.

*Die Evolution hat apis mellifera darauf programmiert,
Gesellschaften zu bilden.*

*Der Trieb, nach Hause in das blaue Haus zu fliegen,
wird immer stärker in mir. Bzzz, direkt ins
Wohnzimmer, wo sie auf mich warten.“*

2.2 EINZELGÄNGER, AUßENSEITER UND ASPIES: GESTALTEN RICHTIGEN LEBENS IM FALSCHEN?

*„Das interessiert mich: Was ist Widerstand jenseits einer Effizienzrechnung.
Dass ein Mensch durch die unbedingte Treue zu seinen Überzeugungen Utopie lebt,
das müssen wir uns immer wieder in Erinnerung rufen.“*

Ilja Trojanow in „Die Zeit“ v. 2.11.2015

Wenn Starr als Hauptgestalt in Angie Thomas' Roman „The Hate U Give“ mit den ersten Sätzen des Romans sagt, als sie auf eine Party geht: *„Ich bin mir nicht mal sicher, ob ich da überhaupt hingehöre. Es hat nichts damit zu tun, dass ich mich für etwas Besseres halte. Es gibt nur einfach ein paar Orte, wo es nicht reicht, ich selbst zu sein. Wo keine Version von mir reicht“,* dann unter-

scheidet sie sich grundsätzlich von Lill-Miriam. Denn die ist immer sie selbst, wie es Susan feststellt. Das genau ist es auch, was ihre Mitschüler so an ihr reizt, wohl aber eher verstört. Denn sie würden es ihr am liebsten austreiben wollen. Starr ist trotzdem in einem ähnlichen Sinne eine Einzelgängerin, weil sie sich von niemandem mit welchem Druck auch immer ausreden lässt, dass sie Zeugin eines offenen Mordes geworden ist, den ein weißer Polizist an ihrem unbewaffneten und wehrlosen schwarzen Freund begangen hat. Er kommt als weißer Polizist wie in den meisten bekannten Fällen ungestraft davon. Schließlich stimmt das oben zitierte, am Anfang des Romans gegebene Statement jedoch nicht mehr, weil Starr nicht nur die einzige ist, die bezeugen kann, was geschehen ist, sondern die ihre Wahrheit gegen alle auftauchenden Widrigkeiten behauptet und auch vor Gericht und in einer Demonstration zur Darstellung bringt.⁵⁰ Das verdankt sie dem, dass sie nach etlichen Prüfungen in einem reiferen Grad sie selbst geworden ist. Partys sind für sie kein Problem mehr.

Die sprachlichen Schattierungen zur Charakterisierung von Individuen im Blick mehrheitlicher anderer sind grenzenlos: *Individualist, Einzelgänger, Außenseiter, Aspies* können genauso Kauziges, Anerkennenswertes oder ausgrenzend Kritisches beinhalten wie andere Begriffe: *Hagestolz, Sonderling, Eigenbrötler, Exzentriker, Nerd*. Wolfgang Sofsky stellt in seinem Figurenkabinett „Einzelgänger“ (2013) einsame und verlassene Menschen abseits der Gesellschaft vor, ob als Antiquar, Einsiedler, Narr, Verräter, Trinker oder Spieler.

Hier werden die Begriffe *Einzelgänger, Außenseiter*, aber auch *Aspie* in dem Sinn verstanden, wie sie in den Hauptgestalten der hier besprochenen Jugendliteratur in Erscheinung treten. Todorov nach sind sie wie die von ihm beschriebenen *Retter* immer in soziale Netze eingeflochten, scheuen es aber nicht, auszuscheren, wenn sie dem alten Gesetz treu bleiben wollen, das in der Goldenen Regel („Was du nicht willst, dass man dir tu, das füg auch keinem andern zu“) ausgedrückt wird. In der Regel haben sie Verhaltensweisen nach diesem Prinzip in dem für sie maßgeblichen sozialen Umfeld als Rückhalt erlebt und tragen sie im Gedächtnis als vorbildlich in sich. Diese Goldene Regel ist es auch, die hinter die Zwänge von Naturebene 2 das größte Fragezeichen setzt, indem nur von einem Ich und einem Du gesprochen wird und die Anpassungs- und Gehorsamszwänge der Konventionen zurücktreten. Im Sinne von Naturebene 3 ist sie das Vernünftigste – aber rückgekoppelt an den Gefühlshaushalt –, mit dem allen Gefährdungen des Selbstverlusts auf Ebene 2 Paroli geboten wird. Zuletzt war zum 100. Geburtstag von Heinrich Böll mit seiner Lebensleistung als Einzelgänger die Rede.⁵¹ In schelmischem oder picareskem Rollenverständnis geht Romain Gary mit seiner Figur Cohn in „La tête coupable“ so um, dass in ihr und in ihrem personalen Gewissen alles in der Welt von Menschen angerichtete Unglück, ob von Einzelnen oder im Kollektiv begangen, seine Spiegelung findet und hinter der Narrenkappe der Gesellschaft vorgehalten wird. Das heißt, dass Cohn das kollektive Gewissen so in sein personales integriert, dass er zwischen rollenhaftem gesellschaftlichen Verhalten und persönlicher Integrität nicht mehr differenziert, weil er daran festhält, dass auch in allen Rollen das personale Gewissen im Sinne der Goldenen Regel den Ausschlag zu geben hat. In utopischem Sinn bringt Cohn in sich Gesinnungsethik und Verantwortungsethik unter einen Hut, wobei die letztere überwiegt.⁵²

Marit Kaldhol hat einen anderen Jugendroman geschrieben: „Allein unter Schildkröten“ (2012). Dort zeigt sie einen jungen Mann, der gerade das Abitur hinter sich bringen möchte, aber zunehmend vereinsamt, ohne dass in seinem Familien- und Freundeskreis jemand mitbekommt, was er in

50 Rezension zum Roman: <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/kinderbuch/der-jugendroman-the-hate-u-give-von-angie-thomas-15171007.html>

51 Vgl. http://www.deutschlandfunkkultur.de/100-geburtstag-von-heinrich-boell-er-war-immer-auf-der.1270.de.html?dram:article_id=406410

52 Siehe dazu Skizzen zu weißer Vorherrschaft auf der Bühne kolonialisierter Lebenswelten, S. 88-106.

sich für Konflikte zu bewältigen versucht, indem er den Zustand der Welt an seinen persönlichen Handlungsmöglichkeiten misst, aber auch seiner Liebesfähigkeit nicht mehr traut und daran verzweifelt.

Das ist ein altes Thema, zu dessen Beschreibung sich in vielen Sprachen der deutsche Begriff [Weltschmerz](#) eingestellt hat.

Mikke, so der Name des jungen Mannes, gehen das Amazonasgebiet, die letzten Indianer, die Urwaldabholzung und das Korallensterben durch den Kopf. Von Meeresschildkröten weiß er, dass sie mehrheitlich in Korallenriffen leben. Ihre stattliche Stammesgeschichte von 200.000.000 Jahren schützt sie nicht mehr vor der ihnen gefährlich werdenden Umwelt, so dass sie zu den Arten gezählt werden müssen, die vom Aussterben bedroht sind. Als er einmal einen Film über Schildkröten sieht, denkt er von einer, sie schaue ihn direkt an.

„18. Februar, 23.05 Uhr

*Von allen Tieren ist der Mensch das einzige Lebewesen, das über seine Existenz nachdenkt. Der Mensch fragt nach dem Sinn des Lebens und denkt darüber nach, warum wir leben und dass wir sterben müssen. Der Mensch ist das einzige Wesen, das in der Lage ist, seinem Leben selbst ein Ende zu setzen, das sich bewusst ist, dass wir eine reelle Wahl haben. Der Mensch ist das einzige Wesen, das ein anderes Lebewesen künstlich am Leben erhalten kann. Obgleich unsere Körper im Grunde genommen doch nichts anderes sind als Klumpen aus Millionen von Zellen. Wer hat die Zellen so programmiert, dass sie genau den Job leisten, der von ihnen verlangt wird? Wie kann ich Ich sein, wenn meine Zellen sich ständig verändern, absterben, von neuen ersetzt werden?
In den Zellen steckt das Leben. Winzige Kerne, hauch dünne, durchlässige Hüllen.“*

Engsten Umgang hat er neben seiner Freundin Siri mit Sverre, einem jungen Mann mit Down-Syndrom. Er betreut ihn und hat viel Spaß mit ihm und freut sich darüber, dass Sverre eine Freundin gefunden hat. Aber Siri gegenüber schlägt alles durch, was seinen Selbstzweifel ausmacht. Er erträgt ihre Nähe nicht mehr, so wie er zunehmend am Umgang mit sich selbst zweifelt. Die Frage nach richtigem oder falschem Leben ist für ihn bedeutungslos. Sein Leben und die Welt passen einfach nicht mehr zueinander. Der attraktivste Ort wäre möglicherweise der nicht christlich zu verstehende, sondern in Wilhelm Raabes „Die Akten des Vogelsangs“ oder in Samuel Becketts „Der Namenlose“ erwähnte „[Limbus](#) infant(i)um“.⁵³ Im christlichen Erlösungsglaube wäre für Mikke in seinem Zustand der Verzweiflung ein Platz in der (Vor-)Hölle reserviert. Es handelt sich also um ein in der Geschichte sehr oft reflektiertes Phänomen. In der römischen Antike wäre Mikke damit zu charakterisieren gewesen, dass er am [Taedium vitae](#) litt. Er stellt sich sowieso die Frage, ob es nicht besser wäre, dumm geblieben zu sein.

In seinem Zustand ist er auch der Liebe und der Zuwendung zu Siri nicht mehr gewachsen:

„27. April, 23.40 Uhr

*Heute habe ich mit Siri Schluss gemacht.
Ihre Hände, ständig an meinem Körper, wie Spinnen-*

53 Siehe dazu [Literarische Beispiele zu Rollenspiel und Rollenverweigerung seit dem 19. Jahrhundert](#).

beine, die ich am liebsten wegwischen würde. Ich ertrag das nicht mehr.

Siri ist hübsch, süß, lieb, klug. Trotzdem. Plötzlich war irgendwie alles verkehrt, so jedenfalls fühlte es sich für mich an.

Sie hat nichts gesagt. Stand nur da und hat mich angesehen.

Überrascht, glaube ich. Dann hat sie mich in den Arm genommen, mir einen flüchtigen Kuss auf den Hals gedrückt. Und ist weggerannt.

Im Grunde bin ich nicht weniger überrascht. Aber ich hab's getan. Es ist aus.

Ich spüre den Abdruck ihrer Lippen.“

Anfang Mai, als seine Eltern verreist sind und er allein zu Hause ist, schneidet er sich die Pulsadern auf.

Der genauso lange zweite Teil nach Mikkes Tagebucheinträgen steht unter der Überschrift *„Darum wollen wir festhalten“*. Alle Personen, die es mit ihm näher zu tun hatten – als erste kommt seine Mutter zu Wort –, wenden sich an Mikke und versuchen in an ihn gerichteten Monologen auszudrücken, wie schwer es ihnen fällt, nachzuvollziehen, dass er so plötzlich seinem Leben ein Ende gesetzt hat und aus ihrem Leben, in dem er doch einen Platz einnahm, verschwand.

Während Lill-Miriam wiederholt ihren Überlebenswillen äußert, schildert Kaldhol in Mikke jemanden, der an der Schwelle zum Erwachsenenleben den Freitod vorzieht, sich also völlig zurücknimmt. Die Frage nach dem Sinn seines Lebens hat ihn so in Selbstzweifel gestürzt, dass er es wohlüberlegt, aber in und um sich kreisend beendet. Das ist die radikalste Variante, mit seinem Leben umzugehen. Da stellt sich die Frage nach der Rolle eines personalen Gewissens nicht mehr. *„Darum wollen wir festhalten“* zeigt, wie sehr er die ihn Überlebenden gezeichnet hat. [Heinrich von Kleist](#) hat 1811 selbst dafür gesorgt, die ihn Überlebenden mit seinem Weltschmerz bekannt zu machen: In seinen Abschiedsbriefen schrieb er darüber, dass er die Versöhnung mit der ganzen Welt suche, indem er gleichzeitig erklärte, dass ihm *„auf Erden nicht zu helfen“* sei. [Madeleine Thien](#) hat dieser Gefährdung des Lebens anders Ausdruck gegeben, als sie in ihrem Roman *„Flüchtige Seelen“* (2014) schreibt, dass Menschen immer darauf reagieren können, dass sie ja nicht danach gefragt wurden, auf die Welt zu kommen. Die Erzählerin gibt ihre Mutter, eine Kambodschanerin, so wieder: *„Einmal erklärte sie mir, dass einem Kind nach der Geburt Fäden um die Handgelenke geschlungen werden, um die Seele des Säuglings an den Körper zu binden. Die Seele sei ein flüchtiges Wesen. Schon eine zu laut geknallte Tür könnte sie verscheuchen, ein schöner, glänzender Gegenstand ihre Aufmerksamkeit fesseln und sie weglocken. Im Dunkeln aber, wenn sie nicht verfolgt werde, könne die Seele, das ‚pralung‘, durch ein offenes Fenster wieder hineinklettern und zu einem zurückkehren.“*⁵⁴

Wäre eine Zwischenbilanz zu ziehen, so wäre zu sagen, dass die Frage nach dem richtigen Leben im falschen nicht weit führt. Sonst würde sie sich nicht mit jedem neuen Leben neu stellen. Wie sollte es auch anders sein. Denn das Leben ist immer variantenreicher, als dass es eindeutige Sinnantworten geben könnte, selbst in einer Gesellschaft, die in exponentiellem Wachstum ihren potentiellen Zusammensturz programmiert, ohne dass im Karussell der organisierten Unverantwort-

54 Madeleine Thien, *Flüchtige Seelen*, Luchterhand, München 2014, S. 250.

lichkeit individuelle Urheber dingfest zu machen wären. Nur orthodoxe Religionisten jeder Couleur – und Terroristen – haben eindeutige Lösungen auf Lager. Auch [Anselm Grün](#) hat eine Empfehlung: „Der Himmel beginnt in dir. Das Wissen der [Wüstenväter](#) für heute“ (1994, 2008 und 2012). Adornos Sentenz aus den 1940er Jahren in „Minima Moralia“ „[Es gibt kein richtiges Leben im falschen](#)“ ist indessen zu einem geflügelten Wort geworden und spiegelt sich auch im Titel dieses Textes. Aber „falsch“ ist das menschliche Leben, seit es sich „[jenseits von Eden](#)“ reproduziert, wofür das Alte Testament eine Fülle von Beispielen liefert. Es hilft vielleicht nur Becketts inzwischen auch zum geflügelten Wort gewordenen „*Alles seit je. / Nie was anderes. / Immer versucht. / Immer gescheitert. / Einerlei. / **Wieder versuchen. / Wieder scheitern. / Besser scheitern***“ weiter („Worstward Ho“, 1983).

2.3 [JOE COTTONWOOD](#): „FAMOUS POTATOES. AMERIKA QUERBEET“ (ENGL. 1979, DT. 1980)

2.3.1 ZUM AUTOR



„*Hamlet’s experience simply could not have happened to a plumber.*”—
George Bernard Shaw

George Bernard Shaw had no idea what we plumbers go through. Moral dilemmas? Existential crises? I’ve had ’em. And a client murdered, too.

I self-published my first two novels, then got “discovered” by the big publishers for a run of a couple decades. Now I’m back to self-publishing including podcasts, audiobooks, e-books.

I’m the co-founder and host of a monthly “Lit Night” in our little town of La Honda (Kalifornien). It’s an open mic that started in the bar of a restaurant where people would read poetry or tell stories and try to be understood, or at least heard, through the din of people eating and drinking. Now we meet in the abandoned restaurant. We encourage all forms of literature from cowboy poetry to slam (Dichterwettbewerb), from folk song to children’s stories to Shakespeare. We’ve had readers as young as twelve; we’ve had homeless people.

My bias is inclusive (Meine Voreingenommenheit umfasst allerhand). I support writing that is accessible and immediate. I want to create poetry that makes sense to the roofers (Dachdecker) and backhoe operators (Baggerfahrer) and cement truck drivers I work with. And I don’t underestimate their intelligence. I aim high but not highfalutin (anmaßend).

Same with kids. I’ve had five novels published for children. Again, let’s not underestimate them. I never write down. Children like to read up.“⁵⁵

Joe Cottonwood (* 1947)

WHAT SHITWORK IS (October 2015)⁵⁶

*For a summer resort as a teen
I had the job of cleaning latrines,
three months at minimum wage.
Nobody said, “Good job, well done.”
But it was.*

*I’ve repaired septic tanks from within.
Mucked in mud laying pipe.*

⁵⁵ Vgl.: <http://www.joecottonwood.com/>.

⁵⁶ Siehe <https://hellopoetry.com/joe-cottonwood/> und hier: http://ratsassreview.net/?page_id=2399#Cottonwood.

*Scraped asbestos. Hot-mopped a roof.
Shoveled bat guano.
Nobody gave me a medal.
Just cash.*

*Be humble. Do your share.
Society will be better. Civilization more civil,
you a stronger you, it's really true,
more worthy than those fat cats in their mansions
who I dare not name because even this lowly poem
would prick such pain
they'd send legal thugs to bury me
in lawyer manure.*

*Forget latrines. Think billionaires.
They bought the news. Congress. Supreme Court.
Learn about salvage, about repair.
Learn to fix rot at the foundation and work toward the top.
Zoning board. Town council. State assembly. Governor.
Step by step go higher.
Then ask what shitwork is.
And let's get busy.*

WAS SHITWORK IST

*- Im Sommerurlaub als Teenager
Hatte ich die Aufgabe, Latrinen zu reinigen,
drei Monate zum Mindestlohn.
Niemand sagte: „Gute Arbeit, gut gemacht.“
Aber so war es.
- Ich habe Klärgruben von innen repariert.
Hab in Kanalrohren rumgemacht.
Hab Asbest abgekratzt. Habe auf einem Dach einen Heissanstrich gemacht.
Habe Fledermaus-Guano geschaufelt.
Niemand hat mir eine Medaille gegeben.
Nur Bargeld.
- Demütig sein. Übernimm deinen Anteil.
Die Gesellschaft wird besser sein. Zivilisation ziviler,
du ein stärkeres du, es ist wirklich wahr,
mehr wert als diese fetten Katzen in ihren Villen,
die ich nicht wage zu nennen, denn auch dieses niedere Gedicht
würde solch stechenden Schmerz verursachen
Sie würden rechtlich gedeckte Schläger/Ganoven schicken, um mich zu begraben
in Rechtsanwaltsmanier.
- Vergiss Latrinen. Denk an die Milliardäre.
Sie haben die Nachrichten gekauft. Kongress. Obersten Gerichtshof.
Erfahre mehr über Bergungen, über Reparaturen.
Lerne wie man die Fäulnis am Fundament repariert und sich hocharbeitet.
Bauamt. Stadtrat. Bundesstaatsversammlung. Gouverneur.
Gehe Schritt für Schritt höher.
Und dann frag dich, was Scheißarbeit ist.*

Und lass uns loslegen.⁵⁷

Als Zugang zum Roman „Famous Potatoes. Amerika querbeet“ eine Stimme aus dem Internet und die Einbandrückseite der rororo-Taschenbuchausgabe von 1984. Denn Joe Cottonwood ist mit dem einzigen auf Deutsch vorliegenden Roman längst von der deutschen Leseszene abgetreten und verschwunden:

„Bei meinen Eltern im Regal hab ich dieses Buch gefunden: ‚Famous Potatoes‘. Ein Buch eines Alt-Hippies namens Joe Cottonwood. Und dazu noch ein sehr gutes! Es geht um Willy Middlebrook aka Willy Crusoe, einen ausgeflippten Kerl, der unschuldigerweise des Mordes an einem Polizisten verdächtigt wird. Damit beginnt ein Roadtrip à la [Unterwegs](#) von Jack Kerouac. Sehr schön zu lesen, kurzweilig, spannend und witzig.

Das kleine Probleme an der Sache: Das wird nicht mehr gedruckt, wie gesagt, ich habe es im Regal meiner Eltern entdeckt. Aber antiquarisch bekommt man das Buch dafür schon ab 1 Cent.

Besorgt euch das Buch, es lohnt sich. Auf der Seite von [Joe Cottonwood](#) gibt’s übrigens zu ein paar seiner Bücher kostenlose Hörbücher auf englisch, Famous Potatoes soll bald folgen, hat er mir geschrieben. Viel Spaß beim lesen – faby⁵⁸

*„Der 1947 geborene **Joe Cottonwood** ist – wie der Held seines Romans – viel herumgekommen, war auch acht Jahre lang Computer-Operator und lebt heute als Klempner und Schriftsteller in Kalifornien. ‚Wenn er nur halb so gut schweißst, wie er schreibt, sind seine Kunden zu beneiden‘ (‚Welt am Sonntag‘).*

Dies ist die verrückte Geschichte von Willy Crusoe alias Willy Middlebrook und seinem irren Trip kreuz und quer durch das Tollhaus Amerika. Auf Grund scheinbar schlüssiger Indizien des Mordes an einem Polizisten bezichtigt, stolpert er auf der Flucht vor den Verfolgern von einem absurden Abenteuer ins andere. Gehetzt, gejagt und dabei immer auf der Suche nach seiner LSD-geschädigten Braut und permanenten Ausreißerin Erica, die ihn immer wieder sitzenläßt, irrt er über die Highways, taumelt durch Imbißstuben, Busbahnhöfe und Bars, vegetiert in U-Bahn-Schächten, Untermieterzimmern, fristet sein Leben als Goldschürfer, zusammen mit dem durchgedrehten alten Onkel Henry.

Eine von Leben übersprudelnde Abenteuergeschichte in der Tradition der großen Trampromane, komisch und traurig, eine Geschichte von einem, der ausog, die Freiheit und das Glück zu suchen. ‚Ein Ururenkel von Mark Twains Huckleberry Finn, schüttelt Willy Crusoe – Einsamer, Gestrandeter inmitten übervoller Städte – alle Widrigkeiten von sich ab wie ein Hund die Wassertropfen. Er findet und beschreibt als nur skurril, was ihn schaudern machen müßte, und rafft sich schließlich zum großen Trotzdem auf: beharrlich im Glauben an das Gute im Menschen‘ (‚Frankfurter Allgemeine Zeitung‘).“

2.3.2 TEXTAUSZÜGE ZUM EINLESEN

Der Roman hat 349 eng beschriebene Seiten. Hier werden zwei Kapitel vorgestellt. In „Nach Westen“ ist der Ich-Erzähler als Willy Crusoe weiter auf der Flucht. Nachdem nach ihm von St. Louis aus gefahndet wurde, wechselte er nämlich seine Identität, denn die Polizei sucht nach ihm: William (Willy) Middlebrook. Verdächtig ist er zusätzlich deshalb, weil er aus der Armee, in der er im Vietnamkrieg nach seinem High-School-Abschluss und der Relegation vom College wehrpflichtig diente, vorzeitig unehrenhaft entlassen wurde, weil er auf Anstiftung in eine Zigaretten-schmuggelgeschichte geraten war und von der Militärpolizei gestellt wurde. Er führt ein Leben im

57 Übersetzt von F. H.

58 Siehe <http://www.mokita.de/blog/2009/10/11/buch-famous-potatoes-joe-cottonwood/>.

Untergrund außer- und unterhalb alles bürgerlich Geregelt. Dabei trifft er immer wieder auf Menschen, mit denen er eine Weile zusammen ist oder denen er immer wieder begegnet und mit ihnen sein Leben teilen kann.

Das letzte Kapitel spielt in Kalifornien, wo er mit seiner Frau Erica, die er als jugendliche 15-Jährige noch vor der ihm untergeschobenen Straftat, also im fast noch normalen Leben geheiratet hat, ein beständiges Leben führt und Vater eines Kindes wird, das nicht sein leibliches ist. Denn der angeblich von ihm ermordete Polizist hat ihn so gefährlich in die Leistengegend getreten, dass er sich operieren lassen musste und einige Zeit auf der Armenstation im Krankenhaus verbrachte. Die Verletzung und der Eingriff haben ihn um seine Fortpflanzungsfähigkeit gebracht.

Nach Westen (Kapitel am Anfang des dritten Viertels)

Jetzt war ich wirklich unterwegs. Ich ließ mich tagelang mitreißen von einem Strom von PKWs und LKWs, je nach den Windverhältnissen, manchmal waren es Böen, und ich wunderte mich ständig über die unaufhörliche Bewegung in diesem Land – die Brownsche Bewegung, so heißt es wohl – wohin fuhren die bloß alle? Warum? Was treibt sie? Was ist diese rätselhafte Kraft, die Männer und Frauen anzieht? Der Lachs schwimmt zur Laichzeit im Fluß, der Vogel folgt uralten Zugstraßen, der Wolf heult den Mond an – die Berührung durch einen Wunderdoktor – die Vision eines Mystikers – unsichtbare und unermeßliche Lebenskräfte, die uns antreiben und anziehen – der Blitz aus Energie, wenn Augen sich treffen, Blicke sich berühren – der Zauber von Musik, von Tanz – wir alle agieren in einem weiten und wilden Kraftfeld.

Das andere Gesicht Amerikas. Ich saß in einer einsamen Theke in einer der tausend Formica-Kneipen zwischen Texas und South Dakota und wärmte mir die Hände an einer Tasse Kaffee. Schief bei der Heilsarmee in Kansas City, im Holiday Inn in Memphis, hinten in einem Wohnmobil in der Nähe von Craig, Colorado. Strich um Kneipen herum, nippte an einer Tasse Kaffee und beobachtete und wartete, bis jemand mit Resten auf dem Tablett aufstand und ging, und fragte dann, ob ich es haben könnte. Mein Glück hing von den Launen der Kundschaft und der Nächstenliebe der jeweiligen Kellnerin ab – im schlimmsten Fall endete es mit Geschrei, Drohungen und Streit, im besten Fall mit einer Mahlzeit und einer Freundschaft. Auf diese Weise schlug ich mich durch, im allgemeinen frierend, immer schmutzig.

Schlug mich gerade so durch. Lebte nicht wie Gott in Frankreich (im Winter ist der Westen kein göttliches Land), sondern dank der Freundlichkeit der Leute. Am wenigsten Freundlichkeit fand ich in den wohlhabenden Vororten, in den schmucken Häusern. Am meisten fand ich auf dem Land. Die Stadtbewohner waren unberechenbar – oft kalt und distanziert, gelegentlich haarsträubend. Ich lernte, die klaren Augen der Männer und Frauen zu suchen, die auf und mit dem Land leben, und mich dem trüben, in sich gekehrten Blick der Büromenschen zu entziehen. Hier und dort fand ich einen Job. Vier Tage lang arbeitete ich für einen Haufen Ölingenieur mit hochentwickeltem Lebensstandard, die mich in ihrem Lieferwagen auf hundertfünfzig Meilen weite Rundreisen nach Wichita schickten, um Muttern und Schrauben und kistenweise Johnnie Walker Red zu besorgen. In einer Fernfahrer-kneipe in der Nähe von Joplin, Missouri, traf ich einen halbwilden Lastwagenfahrer, der keine Tasse Kaffee mehr halten konnte, ohne sie zu verschütten, und der mir hundert Dollar gab, weil ich seine Arche nach Des Moines steuerte, während er wie ein Toter ein paar der heikelsten Kupplungsmanöver in der Geschichte der LKWs verschlief. Wir kamen ungefähr gleichzeitig mit einem Schneegestöber in Des Moines an. Der Fernfahrer fuhr weiter, um in Buffalo, New York, den nächsten Lohn abzuholen, und ich verbrachte fünf Tage und fünf Nächte in einem schäbigen Hotel, wartete, daß die Straßen wieder befahrbar waren, und las drei Romane von ROSS MACDONALD. Es waren noch andere Männer unterwegs, die erzählten, daß sie Arbeit suchten. Sie waren Automechaniker, Zimmerleute und Fliesenleger. Manchmal saß ich irgendwo fest. Es dauerte drei Tage, bis ich von Grand Junction, Colorado, mitgenommen wurde. In solchen Fällen mußte ich betteln. Wenn ich auf der Suche nach einem Tauschhandel (Arbeit gegen Essen) von Haus zu Haus ging (eine beunruhigende Idee heutzutage – die Leute machen keine Gelegenheitsjobs mehr. Wir

sind dahingekommen, bei Arbeit an Arbeit, bei Geld an Geld und bei Essen an Essen zu denken; die Beziehungen sind entstellt, und der Gedanke, daß Arbeit direkt gegen Essen eingetauscht werden könnte, ist befremdlich und altmodisch. – Wie auch immer: Wenn ich also von Haus zu Haus ging, suchte ich den verwilderten Garten, das uralte Auto, das Spielzeug in der Einfahrt oder den zertrampelten Rasen – alles, was auf die Familie hindeutete, die zu sehr mit dem Leben beschäftigt ist, als daß sie Zeit für SAUBERKEIT, WAHRUNG DER ORDNUNG, SCHUTZ DER INVESTITIONEN und all die anderen kalten Todeskräfte haben würde. Ich erinnere mich, wie ich mich in Kimball, Nebraska, einem aus der Reihe fallenden Haus näherte. Die Sonne ging gerade unter und der Wind knisterte. Es war Winterende oder Frühlingsanfang – das hängt von der jeweiligen Einstellung ab. Über dem Winterweizen lag ungefähr ein halber Meter verkrusteter Schnee. Ich hatte mir ein weißes Haus im viktorianischen Stil ausgesucht, in dessen Vorgarten drei halbgeschmolzene Schneemänner und eine eisbusige Schneefrau jüngeren Datums standen. Der Gehsteig war voller Fußabdrücke, und er war nicht geschaufelt worden. Einer der Verandapfosten stand schräg und sorgte dafür, daß das Dach unter dem Gewicht riesiger Eiszapfen absackte. Durch die beschlagenen Küchenfenster konnte ich eine Frau sehen, die sich über einen Herd beugte. In einem hinteren Zimmer flimmerte ein Fernseher.

Ein Türklopfer aus Messing.

Eine Frau mit gelbgefärbtem Haar. Ich konnte ihr Alter nicht schätzen. Fünfunddreißig oder fünf- undfünfzig, ich konnte es einfach nicht sagen.

«Guten Tag, Ma'am», begann ich meine Nummer und trat von einem Fuß auf den anderen. «Ich habe meine Busfahrkarte in Omaha verloren und jetzt arbeite ich mich nach Kalifornien durch, wenn ich irgendwelche Arbeiten für Sie erledigen kann, die Ihnen ein Essen wert sind, würde ich das gern –»

«Ein Essen!» Sie lachte. «Das ist keine Bohne wert. Aber hören Sie. Schaufeln Sie den Gehsteig, schlagen Sie die Eiszapfen herunter – und lassen Sie sich von Dirk helfen, was bedeutet, daß es doppelt so lange dauern wird, aber dann ist er mir wenigstens eine Weile aus dem Weg, und ich gebe Ihnen drei Dollar, dann können Sie wo hingehen und sich was Anständiges zu essen kaufen.»

Dirk war dreizehn Jahre alt und voller Fragen. Er war nie weiter von zu Hause weg gewesen als bis Scottsbluff. Wie war Omaha? Hatte ich den Grand Canyon gesehen? War ich in Dodge City, Kansas gewesen? Es war eine Falle. Ich konnte mich nicht zurückhalten, ihm von all meinen Abenteuern zu erzählen, und möglicherweise habe ich hier und dort ein paar Einzelheiten ausgeschmückt (irgend etwas im Westen bringt den Lügner im Menschen zum Vorschein). Ich vermute, daß ich die Große Salt Lake-Wüste nicht wirklich durchquert habe, um in dem Augenblick von Indianern gerettet zu werden, als sich gerade ein Drache daran machte, mich zu verschlingen – aber Dirk schien nicht an mir zu zweifeln. Und dabei war er schlau! Er ließ mich direkt in eine Falle laufen. Wir hatten noch nicht einmal die Hälfte des Gehsteigs freigeschaufelt (was bedeutete, daß ich schaufelte und er trampelte), da schob er seine Brille die Nase hoch und sagte: «Bei Gott, Mister, wenn Sie von Omaha nach Kalifornien wollen, dann haben Sie aber 'ne verdammte komische Route.»

Ich gestand ihm dann, daß ich in Wirklichkeit keinen bestimmten Ort ansteuerte.

«Heißt das, daß Sie einfach nur herumziehen?»

Ich nickte.

«Warum?»

Ich zuckte die Achseln.

«Wie lange machen Sie das schon?»

Es waren fast drei Monate.

«Warum?»

Ich zuckte erneut die Achseln.

«Wozu das?» Wieder schob er seine dicht auf der Nase sitzende Brille hoch. «Was soll das?»

Was sollte ich ihm sagen? Na ja, schau her, in bin verheiratet, da gibt es meine Frau, sie ist erst siebzehn und ein bißchen spinnert, und sie will ein Baby, aber ich bin vorübergehend aus dem Verkehr gezogen, und ich kann keine Arbeit finden, und dann ist mir die Sache in St. Louis passiert, wo sie glauben, ich hätte was getan, was ich in Wirklichkeit nicht getan habe, also muß ich gewissermaßen anonym bleiben.

«Wovon reden Sie eigentlich?»

Ich ruhte mich auf meiner Schaufel aus. «Es ergibt keinen richtigen Sinn, stimmt's?»

«Nein.»

«Und wenn ich dir sagen würde, daß ich es aus Spaß mache?»

Er zuckte die Achseln. «Machen Sie es aus Spaß?»

«Na ja ...» Den ganzen Tag in Kälte und Wind in Grand Junction, Colorado, herumzustehen – ich stand dort neun Stunden pro Tag, ohne daß jemand anhielt –, Spaß war das nicht. Fünf Tage und Nächte in einem Hotel in Des Moines, Iowa, eingeschneit zu sein – das war auch kein Spaß. Betteln, und dafür eine Nacht im Gefängnis von Green River, Utah, einsitzen. Sonderbare Jobs, Klauen, Reklamezettel in Phoenix verteilen, in Denver Fenster putzen, Schnee schaufeln, stundenlang meine Hände an einer Tasse Kaffee in einer Fernfahrerkeipe in der Nähe von Tonopah, Nevada, wärmen, weil es draußen so bitter kalt ist, daß ich es einfach nicht mehr aushalten kann, und es ist sowieso alles egal, ein Ort ist so gut wie jeder andere, und was soll das alles überhaupt? Ich fing wieder an zu schaufeln. Dirk stapfte in seinem hellroten Parka neben mir her. Mein Mangel an Motivationen schien ihn etwas zu enttäuschen. Als er darüber nachgrübelte, schüttelte er das jedoch von sich ab – Kinder sind bei Erwachsenen sowieso an Unbeständigkeit gewöhnt (war ich ein Erwachsener? – grauenhafter Gedanke!), und er sah mich wieder als eine Art Abenteurer an. Bald wollte er nähere Einzelheiten meiner Reisen wissen, und ich versuchte, ihn so gut wie möglich zufriedenzustellen. Und als ich dann mit dem Schaufeln fertig war und die Eiszapfen heruntergeschlagen hatte, folgte mir Dirk mit glupschäugiger Bewunderung. Ich war ein Held.

Ich ging ins Haus, um meine drei Dollar zu kassieren. Dirks Mutter spülte das Geschirr.

Dirk trottete neben mir her. «Mein Gott, Mom, du solltest hören, was er macht. Er trampelt in der ganzen Gegend herum. Er war beim Grand Canyon und in Dodge City und in allen möglichen –»

«Ach ja», sagte seine Mutter. Sie schob eine gelbgefärbte Strähne aus ihrem Gesicht und steckte sie hinterm Ohr fest. Seifentropfen fielen auf den Boden. «Ich bin mal nach Kalifornien getrampt.»

«Gott!» Dirk starrte sie entzückt an. «Wann?»

«Schon lange her. Ich war dreizehn.»

«Dreizehn! Ich dachte, du bist in Oklahoma aufgewachsen.»

«Bin ich auch. Ich gehörte zu den herumziehenden Landarbeitern, war selber ein Okie.»

«Mit wem bist du denn mitgegangen?»

«Mit niemand.»

«Gott!»

«Bin zu meinem Bruder gefahren. Dein Großvater hatte es befohlen. Das waren harte Zeiten.»

«Du warst ein ... was hast du gesagt?»

»Ich war ein Okie.«

Und ich war nichts.

Vielleicht ging von diesem Augenblick an alles schief.

Ich erinnere mich, wie ich das Haus in Kimball verließ, mit den Fingern die drei Dollarscheine in meiner Tasche umklammerte, Dampfwölkchen aus meiner Nase stieß, Steinchen einen Fußtritt gab und die vereisten Pfützen in den Rinnsteinen zertrat. Für wen zum Teufel hielt ich mich eigentlich? Huck Finn? Tom Joad? Neal Cassady? Crusoe, du arschloch. Crusoe? Middlebrook, verdammt noch mal. Konnte nicht einmal mehr meinen eigenen Namen auf die Reihe kriegen.

Ich kam an einer Texaco-Tankstelle vorbei. Ich bog nach rechts ab und ging auf das Büro zu. Ein Mann mit klaren Augen in einem schmierigen Overall stapelte Rechnungsdurchschläge von Kredit-

karten übereinander. Als ich die Tür öffnete, legte er schnell eine Hand drauf, bevor sie wegwehen konnten.

«Entschuldigung.»

«Hm?»

«Haben Sie eine Landkarte?»

«Nee. Machen Sie die Tür zu.»

Ich machte sie zu.

«Habe keine Karten. Ist zu gefährlich.» Er schaute von seinem Büroschreibtisch auf, durch das Fenster über die Zapfsäulen hinweg auf die weit dahinterliegenden Felder.

«Gefährlich? Karten?»

«Ja. Immer wenn ich eine habe, geh ich auf und davon, immer den kleinen schwarzen Linien nach.»

Ich lachte.

Er stöhnte.

«Sie hören sich an wie ein ... wie ein Süchtiger oder so was.»

Er zuckte die Achseln. «Wohin wollen Sie denn? Ich kann Ihnen ebensogut wie jede Karte sagen, wie Sie dahinkommen.»

«Butte.» Und als der Name so von meinen Lippen fiel, starrte ich ihn irgendwie überrascht an.

«Montana?»

«Glaube ja.»

Er machte ein sehnsüchtiges Gesicht. «Butte. Ach ja. Bleiben Sie bis Cheyenne auf der 80, biegen Sie dann rechts die 25 in Richtung Buffalo ab – Buffalo, Wyoming meine ich –, danach links auf die 90, immer weiter geradeaus, und Sie kommen direkt nach Butte. Oder wenn Sie wollen, dann bleiben Sie bis Salt Lake auf der 80, fahren dann die 15 hoch, dann kommen sie auch hin. Aber wenn ich Sie wäre, würde ich bei Rawlins rechts abbiegen und über Green Mountains bis nach Sweetwater River fahren und in Jodys Ranch 'ne kleine Pause einlegen. Dann fahren Sie durch Cody und Yellowstone in Richtung Butte weiter. Himmel Herrgott, Junge, machen Sie, daß Sie hier rauskommen, sonst bring ich Sie noch selbst dahin. Raus und weg mit Ihnen. Gehen Sie jetzt.»

Er drehte mir den Rücken zu und fuhr fort, Rechnungsdurchschläge zu sortieren.

Ich begann, auf mein soeben entdecktes Ziel loszulaufen. Butte. Elaines⁵⁹ Onkel. Elaine. Vielleicht hatte ich es die ganze Zeit über gewußt.

Ich erreichte die Autobahnauffahrt, als die Sonne gerade unterging. Prächtige violette Schatten rannten über die Schneeverwehungen, aber ich schenkte dem kaum Beachtung. Der Wind peitschte durch meine Marinejacke. Ich hatte Hunger, aber ich wollte warten. Die drei Dollar waren alles, was ich besaß, und ich könnte sie vielleicht für einen Platz zum Schlafen brauchen.

Vier Stunden später stand ich immer noch an der Auffahrt. Ich rieb meine Hände und stampfte mit den Füßen auf, um gegen die zunehmende Klammerheit anzukämpfen.

Ein Lieferwagen hielt an. Ich hievte mich in das Führerhaus. Plötzliche Wärme. Als stiege ich in ein Dampfbad. «Gott sei Dank, daß Sie angehalten haben. Ich weiß das wirklich zu schätzen.»

«Wem danken Sie?» Es war ein kleiner Mann mit einem großen Bart.

«Dem Herrgott sei Dank! Gelobt sei Gott! Du himmlische Herrlichkeit, Amen!»

Plötzlich war ich high – high vor Wärme, high über das Glück, meine müden Beine ausstrecken zu können – und richtig bezechet, weil ich halbverhungert war.

«Wohin?»

«Wohin fahren Sie?»

«Hm. Sagen Sie, wohin Sie wollen.» Dieser Typ war mit Sicherheit nicht high.

«Butte.»

«Montana?»

«Richtig.»

59 Eine der guten Bekannten, die ihm gleich zu Anfang seines Untertauchens sehr behilflich ist, wahrscheinlich, weil sie selbst aus der Art geschlagen ist.

«Ich fahre nach Salt Lake.»

«Großartig! Das ist einfach fantastisch. Ich kann bis dahin mitfahren, und dann brauch ich nur noch – »

«Sind Sie gläubig?»

«Ha?»

«Ich habe Sie für einen Mormonen gehalten. Da hab ich mich wohl geirrt.»

Ich hatte ein ungutes Gefühl. Dieser Typ war kalt wie der Wind von Nebraska. «Ich bin kein Mormone.» Ich massierte meine Fingerspitzen. Sie waren weiß, blutleer und schmerzten.

«Was sind Sie?»

«Nichts.»

«Atheist?»

«Nein.»

«Welche Kirche?»

«Keine Kirche, ich bin nichts.»

«Glauben Sie an Gott?»

«Nein.»

«Und was sollte dann das Gelobt sei Gott-Gerede?»

«Nichts als Worte.»

«Sie glauben also nicht an Gott?»

«Nein.»

«Dann sind Sie ein Atheist.»

«Nein. Weil es mir egal ist. Ein Atheist sagt, es gibt keinen Gott. Ich sage, vielleicht gibt es einen Gott, vielleicht nicht, wie auch immer, es kümmert mich einen Dreck.» Wäre ich nicht so müde gewesen, dann hätte ich meine Wörter sorgfältiger gewählt.

«Sie sind also ein Agnostiker?»

«Nein. Weil es mir egal ist. Ein Agnostiker sagt, ich weiß es nicht. Ich sage, es ist mir egal. Sie können mir kein Etikett aufdrücken, weil ich außerhalb des ganzen Systems stehe. Ich lebe in einer völlig anderen Welt. Wir sind keine Agnostiker, denn uns ist es egal. Keine Atheisten, denn wir wissen es nicht. Wir sind die, die einen Scheiß drauf geben.»

Er verzog den Mund.

Ich rieb meine Finger.

Er wischte seine Nase an einem Fingerrücken ab.

Ich fing an, meine Jacke aufzuknöpfen.

Er verlangsamte das Tempo.

Ich schaute nach draußen. Wir waren nirgendwo. Absolut nirgendwo.

Er hielt an.

«Steigen Sie aus.»

Ich redete. Ich bettelte. Ich war plötzlich ganz anderer Meinung über das ganze Thema Religion. Ich wollte alles darüber erfahren. Vor allem wollte ich alles über diese wunderbaren Mormonen hören. Diese wunderbaren, lebenswürdigen, hilfreichen, mitleidigen, freundlichen, großzügigen Mormonen.

Ich beobachtete, wie seine Rücklichter hinter einem Hügel verschwanden. Der Wind war so stark, daß ich kaum geradestehen konnte. Kleine weiße Wölkchen schwirrten über die schwarze Himmelschale, die um so vieles größer wirkte als der Himmel zu Hause im Osten. Graupelschnee fegte in rasender Geschwindigkeit über die krustige Erdoberfläche und schlug mir wie Sandkörner ins Gesicht. Ich konnte nicht geradestehen. Ich lehnte mich mit dem Rücken gegen den Wind, bis ich mich einigermaßen ausbalanciert hatte. Es war, als lehnte ich mich gegen einen jungen Baum – federnd und instabil –, und wenn ich mich nicht zurücklehnte, dann würde mich der Wind mit dem Gesicht nach vorn in den Schnee drücken.

Ganz wenige Autos. In Abständen von ungefähr einer Meile. Manchmal ein Lastwagen. Keiner fuhr langsamer. Sie fuhren alle siebzig oder schneller, und bis sie mich im Scheinwerfer hatten, war es zu spät zum Bremsen, wenn sie mich überhaupt bemerkt hatten. Wahrscheinlich flitzte ich an ihnen vorbei wie ein einsamer Zaunpfahl.

Bald begriff ich, daß mich keiner mitnehmen würde. Ich fror schon wieder. Ich dachte, ich müßte etwa vier Meilen von Kimball entfernt sein. Ich begann, zurückzulaufen. Der Wind trieb mich an. Ich brauchte nur zu steuern.

Nach ungefähr einer Meile sah es so aus, als wäre ich Kimball nicht einen Zentimeter näher gekommen, aber ich fror noch viel mehr. Mir kam der Gedanke, daß ich es nicht schaffen würde. Ich würde erfrieren, genau hier auf der Autobahnböschung, an der PKWs und LKWs vorbeiratterten. Morgen früh würden sie mich finden und in der Zeitung darüber berichten. Was für eine absurde Art zu sterben!

Ich fing an zu rennen. Ich trabte eine Zeitlang, und plötzlich, zu meiner vollständigen Überraschung, fiel ich hin. Ich war nicht gestolpert. Mir war ganz einfach die Kraft ausgegangen. Ich hatte seit dem Frühstück in North Platte nichts mehr gegessen, und das waren auch nur zwei Doughnuts und eine Tasse Kaffee gewesen. Ich stand wieder auf. Ich zitterte am ganzen Körper. Meine Zehen und Finger waren unbrauchbar. Meine Füße schrien vor Schmerzen. Die Härchen in meinen Nasenlöchern froren bei jedem Atemzug ein. Meine Augen fühlten sich komisch an, so, als ob das Wasser darin gefrieren würde. Ich mußte irgend etwas unternehmen. Nicht ein einziges Auto in Sicht. Nichts in Sicht. Leere Prärien. Rollendes Land. Und da drüben ein Buckel, etwas, das hervorsprang. Etwas Rundes, Schwarzes. Wie ein Schornstein. Ich ging darauf zu. Ich fragte mich, ob ich Halluzinationen hätte, aber vielleicht erscheint einem ein Schornstein, wenn man friert, so wie eine Fata Morgana, wenn man Durst hat. Ich konnte auf der verkrusteten Oberfläche des Schnees gehen. Ich lief ein gutes Stück vorwärts und drehte mich nach der Autobahn um. Sie war verschwunden, als wäre sie in einer Ebene versunken. Ich war allein – eine menschliche Kuh auf einer Riesenranch. Und nicht ein einziger Grashalm. Der Schornstein schien nicht näher zu kommen. Ich lief weiter. Allmählich wurde mir wirklich angst und bange. Ich traute meinen eigenen Sinnen nicht mehr. Zuerst verschwand die Autobahn, und dann schien der Schornstein vor mir davonzulaufen. Hatte ich bereits den Verstand verloren? Lief ich wie ein Wahnsinniger ziellos im Kreis durch den Schnee, bis ich zusammenbrechen und mich in die Landschaft hineinfrieren würde? Nein.

Der Schornstein kam näher. Es war wirklich ein Schornstein. Schwarzes, rostiges Ofenrohr. Aber wo war das Haus? Der Schornstein ragte einfach aus einem Schneehaufen heraus. Näher ran. Ich stapfte direkt darauf zu. Stufen, die nach unten führten. Eine Tür. Kein Schloß. Kein Licht. Ich bekam sie nicht auf. Ich schlug mit meiner Schulter dagegen. Sie brach auf, öffnete sich weit. Ich befand mich in einem verlassenen Torfhaus.

Als ich die Tür zumachte, stand ich in der totalen Finsternis. Es war wie ein Keller. Und wie in einem Keller war es viel wärmer als draußen. Ich zündete ein Streichholz an. Ungefähr zwei Dutzend Feldmäuse sprangen vor meinen Füßen davon. Sie verschwanden durch Löcher in dem Sackleinen, mit dem die Wände ausgeschlagen waren. Das ganze Haus bestand aus einem einzigen großen Raum. Der Boden war mit kleinen Körnchen übersät. In einer Ecke stand ein Pflug mit einer gebrochenen Achse. Und unter dem Schornstein – Welch wunderbarer Anblick – stand ein Kanonenofen. Unter dem Ofen lagen vereinzelt ein paar Holzscheite, und Zeitungen (The Saturday Evening Post) waren mit einem Bindfaden zu einem Stapel zusammengebunden und standen wie ein Hocker genau an der Stelle, wo ein Mensch sitzen und sich die Hände wärmen würde. Hinter dem Ofen lag ein Holzstuhl mit abgebrochenen Beinen und kaputter Lehne.

Ich machte Feuer. Ich zerriß eine Post, zerknüllte die einzelnen Seiten und zündete sie an. Ich warf alle Holzscheite drauf, die ich finden konnte. Dann brach ich den Stuhl auseinander – gute, harte Eiche – und warf die einzelnen Teile in die Flammen. Ich rollte noch ein paar Zeitungen zusammen und band sie mit dem Bindfaden fest. Sie gaben hübsche Ballen ab.

Bald war es gemütlich warm.

Mein Zittern hörte auf. Plötzlich schwitzte ich. Ich fühlte mich an, als hätte ich Fieber, aber ich war mir dessen nicht ganz sicher, weil ich so müde und hungrig war. Ich setzte mich neben den Ofen auf den Boden. Eine Maus rannte an der Wand entlang. Ich legte mich auf den Rücken. Sofort schlief ich ein. Einmal wachte ich auf, als eine Maus in meine Hose hinein- und an meinem Bein hochlief, und kaum hatte ich ein paar weitere Zeitungen ins Feuer geworfen, da war ich auch schon wieder eingeschlafen.

Als ich dann wieder aufwachte, prallte Tageslicht durch die Ritzen in der Tür. Ich streckte meine steifen und wunden Glieder aus. Noch ein bißchen Wärme im Ofen. Ich entfachte aus der glühenden Asche ein Feuer und ging dann nach draußen. Die Helligkeit schlug mir wie ein Windstoß ins Gesicht. Es war Mittag, ein wunderbarer, klarer Nebraska-Tag. Kein Baum weit und breit. Ich war allein mit den schneeverwehten Prärien, einem stillen, immensen Himmel und meinem einzigen Gefährten, einem in weiter Ferne aufsteigenden Habicht. Umwerfend. Irre. Ich stand da und staunte, während aus dem Schnee zu meinen Füßen eine dampfende Feder hochstieg. Ich hätte den ganzen Tag so dastehen können, wenn ich nicht plötzlich an einer Stelle, an der ich mir keine weiteren Probleme leisten konnte, einen Frostbrand gespürt hätte. Schnell zog ich den Reißverschluß hoch und kehrte in die Wärme des unterirdischen Hauses zurück.

Ich kauerte mich neben den Ofen und führte mir meine Lage vor Augen. Ich hatte ganz fraglos Fieber. Mir war schwindlig. Ich hatte seit über einem Tag nichts gegessen. Ich besaß drei Dollar. Ich war viele hundert Meilen von Butte entfernt.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als mich auf den Weg zu machen.

Doch noch zögerte ich. Es war warm und gemütlich in diesem alten Haus unter Tage. Ich könnte hier leben, rundum in der Erde, wie eine Kartoffel. Erica würde das gefallen. Erica. Was war das? Dort. Unter dem Ofen. Ein Penny. Grün angelaufen, oxydiert. Ein Penny mit einem Indianerkopf. Ich befühlte das Kupferstück, ließ es in meine Tasche fallen. Ein Omen für irgend etwas? Ich hatte ein unbehagliches Gefühl. Ich suchte den Boden ab. Dort. Noch einer. Dieses Mal war es ein Fünf-Centstück. Mit einem Büffel drauf. Es folgte dem Penny in meine Tasche. Wenn man allein ist, kommt einem jeder Freund recht.

Wir drei, Büffel, Indianerkopf und ich, verbrachten einen harten Tag mit dem Trampen. Wir kamen gegen neun Uhr abends in Cheyenne an. Die Kinder eines Ranchers hatten mir einen Apfel und ein paar Süßigkeiten geschenkt. Ansonsten hatte ich immer noch nichts gegessen. Ich hatte immer noch Fieber. Ich kaufte zwei Liter Milch und ein Dutzend Eier und fand dann über einem Bumslokal ein Hotelzimmer für anderthalb Dollar die Nacht. Ich trank die Hälfte der Milch und schlürfte die Hälfte der Eier roh aus der Schale, und dann ließ ich mich aufs Bett fallen, während unten Country-Songs von Merle Haggard aus der Jukebox dröhnten. Am nächsten Morgen trank ich die restliche Milch und schlürfte die verbliebenen sechs Eier. Mir fehlte nur noch ein Kaffee. Ich besaß noch zehn Cents, außer dem Penny und dem Fünf-Centstück, die ich gefunden hatte. Für sechzehn Cents konnte ich eine Tasse Kaffee bekommen, das wußte ich, aber aus irgendeinem Grund wollte ich mich nicht von Büffel und Indianerkopf trennen. Ich beschloß, nach einem Café zu suchen, wo man noch für zehn Cents einen Kaffee bekommen konnte.

Auf der Straße gegenüber der Bar lehnte ein alter Mann am Kotflügel eines Lieferwagens, kaute Tabak und spuckte in den Rinnstein. Ich fragte ihn, ob er wußte, wo man für zehn Cents einen Kaffee trinken kann.

Er musterte mich streng. Ungefähr zehn Sekunden lang musterte er mich. Dann spuckte er genau zwischen meine Füße.

Ich beschloß, auf den Kaffee zu verzichten.

Ich lief zur Autobahn und stand dreieinhalb Stunden da. Schließlich wurde ich nach Laramie von einem Mann mitgenommen, der vierhundert Dollar am Leib trug. Er hätte sich den Anzug gleich aus Dollarscheinen nähren lassen sollen, das wäre billiger gewesen. Er trug einen goldenen Ring von der Größe eines Doughnuts. Ich fragte ihn, ob er mir aushelfen könnte, da ich meine Busfahrkarte

verloren hätte und so weiter. Er sagte, er könne gar nichts entbehren und habe nur Kleingeld bei sich. Später beim Tanken bezahlte er mit einem Fünfzig-Dollarschein. Versuchte nicht einmal, ihn vor mir zu verstecken.

Ich wartete weitere zwei Stunden und wurde dann von einem Ende Laramies bis zum anderen mitgenommen. Es war bereits vier Uhr. Nichts gegessen seit dem Frühstück. Das Fieber stieg. Hämmernde Kopfschmerzen. Zitternder Körper. Weiche Knie. Mein klügeres Ich befahl mir, nach Laramie zurückzugehen, ein bißchen Geld aufzutreiben oder eine Heilsarmee oder sonst eine Möglichkeit zu finden, etwas zu essen und mich ein paar Tage auszuruhen, aber ich hatte jetzt ein Ziel und war entschlossen, so schnell wie möglich nach Butte zu kommen, Tag und Nacht zu trampeln, Schlaf und Essen und Ruhe wenn nötig zu vergessen und meinen Körper bis an die Grenzen seiner Möglichkeiten zu treiben. In Butte würde ich alles aufholen können, in Butte würde alles wieder in Ordnung sein, Butte war mein Ziel, meine treibende Kraft.

Ein Wohnmobil hielt quietschend auf dem Schotter. Ein Arm winkte heraus. Jemand nahm mich mit! Ich quetschte mich in das Führerhaus. Am Steuer saß ein Cowboy. Ein anderer saß zwischen uns. Sie waren ausgelassen.

«Wohin geht's, Kumpel?», wollte der Fahrer wissen. Bei der Frage fing der andere Cowboy hilflos an zu kichern. «Nimm's Eddie nicht übel», sagte der Fahrer, «er ist high.»

«Ich will nach Butte.»

Eddie schlug sich auf die Schenkel und lachte laut los.

«Was ist daran so komisch, Eddie?» fragte der Fahrer.

Eddie unterdrückte sein Lachen lange genug, um sagen zu können: «Und wohin fahren wir, Junior?»

Junior, der Fahrer, dachte über die Frage nach. Nachdem er eine Weile auf einem Zahnstocher herumgekaut hatte, antwortete er: «Vernal.»

Eddie platzte vor Entzücken. «Vernal», prustete er.

«Wo liegt Vernal?»

«Wo liegt Vernal? Vernal, Utah! Aber Eddie, haste nie in ein Pissoir von Vernal gepinkelt?»

Eddie war die nächsten drei Minuten außer sich. Sobald er sich wieder gefunden hatte, fing Junior an, Vernal zu beschreiben. «Die haben dort 'ne Oberschule. Vernal High School. Aber wir nennen sie anders. Da gibt's 'n paar nette Mädchen. Wirklich nett.»

«Wie nennt ihr sie denn, Junior?»

«Venerische High School.»

Eddie war schon wieder weg.

«So was wie 'ne Jungfrau gib's in Vernal nicht», fuhr Junior fort.

Eddie schlug mit den Fäusten gegen das Armaturenbrett.

«Ja, Mister», sinnierte Junior, «die Mädchen halten sich an meine Philosophie.»

«Was ist deine Philosophie?» fragte Eddie.

Junior nahm den Zahnstocher aus dem Mund. «Find ein Loch und stopf es», meinte er.

«Och, so was Schweinisches!» Eddie wandte sich mir zu.

«He, schläfst ein?»

Das war der Fall. «Entschuldigung», sagte ich.

«Macht nichts. Schlaf du nur weiter. Wir singen dir ein Wiegenlied. Schlaf mein Kindchen du, mach die Äuglein zu...»

Ziemlich bald darauf schlief ich tatsächlich ein. Von Zeit zu Zeit wachte ich auf und schnappte ein paar Gesprächsfetzen auf. Ich erinnere mich, wie Eddie sagte: «Ich kämpfe nicht gern, ich bin so friedlich wie sonst keiner, aber was zuviel ist, ist zuviel... Kapiert du? ... Er hat neun Zähne eingebüßt. Neun ...» Ich nahm wahr, daß der Tag zur Nacht geworden war und wir die Interstate-Autobahn gegen eine holprige Landstraße vertauscht hatten, aber ich dachte nicht weiter darüber nach, solange wir vorwärtskamen.

Wir hielten an. Ich wachte auf.

«Na, da wärn wir», sagte Junior.

Ich starrte in die Dunkelheit hinaus.

Eddie griff nach hinten und begann das Gewehr loszumachen, das quer über der Rückwand des Führerhauses hing.

Alles, was ich dort draußen erkennen konnte, war eine Schotterstraße, eine Bergkette, einen Dreiviertelmond und eine Menge Beifußgestrüpp. Hier und da lag Schnee, blau vom Mondlicht, aber der größte Teil des Bodens war unbedeckt.

«Wo sind wir?» fragte ich.

«Keinen Schimmer», sagte Junior. Er öffnete seine Tür und stieg aus dem Wagen.

«Is dies nich Vernal?» fragte Eddie grinsend.

Das Gewehr war jetzt unten, und er öffnete gerade eine Patronenschachtel.

Junior kratzte sich am Hals. «Weiß nicht, Eddie, ich muß irgendwo falsch abgebogen sein.»

«Irgendwelche Hasen gesehen?» fragte Eddie.

«Eins.»

Ich trat in die Kälte hinaus. Die scharfe Luft bewirkte zweierlei. Ich wurde ganz plötzlich wach, und dann fiel mir wieder ein, daß ich ja Fieber hatte. Ich fragte Junior: «Wo ist die Interstate?»

Junior spuckte aus und trat den Rotz mit seiner Stiefelspitze in den Dreck. «Wahrscheinlich da, wo wir sie zurückgelassen haben. Es sei denn, sie hätte sich bewegt.»

Ich hörte Eddie im Wohnmobil kichern. Er steckte Patronen in sein Gewehr.

Ich bekam Angst. Blitzartig tauchten in meinem Kopf Szenen aus schlechten Filmen auf. Diese beiden Cowboys hatten etwas Unwirkliches an sich, irgend etwas mit Ursache und Wirkung stimmte da nicht, es gab ein Kommunikationsproblem. Aber vielleicht lag das an meinem Fieber. Vielleicht lag es an mir. Es mußte an mir liegen.

Ich ging auf Junior zu. Mit leiser Stimme fragte ich ihn vertraulich: «Sind wir hier in Utah?»

Er sah mir voll ins Gesicht. «Nee», sagte er.

Na also! Eine direkte Antwort! Ermutigt fragte ich weiter: «Ist es weit bis Butte?»

«Butte? Wo liegt Butte?»

«Butte, in Montana.»

«Ach, das Butte. He! Das wird wohl so sein.»

«Fahrt ihr noch weiter in die Richtung?»

«Nee.»

«Würdet ihr mich zur Autobahn zurückbringen?»

«Nee.»

«Bleibt ihr hier?»

«Ja.»

«Habt ihr was dagegen, wenn ich in eurem Wagen schlafe?»

«Ja.»

«Was macht ihr hier?»

«He, Eddie!» rief Junior. «Er will wissen, was wir hier machen.»

«Oh», sagte Eddie. Er hatte einen Fuß auf der vorderen Stoßstange des Wohnmobils abgestützt und hielt das Gewehr in einer Hand. «Hast du gesagt, du hättest 'nen Hasen gesehen?»

«Hmhm.»

«Sind wir nicht hier, um Hasen zu schießen?»

«Hmhm.»

Er schoß. Auf meine Füße. Neben meinem rechten großen Zeh spritzte die Erde hoch.

«So was Komisches», sagte Eddie. «Der hoppelt gar nicht. Kannst du nicht hoppeln?»

Ich starrte ihn nur an.

Er schoß noch einmal. Dieses Mal spürte ich ein Zucken im Absatz meines Schuhs. Ich schaute herunter, war darauf gefaßt, Blut und zersplitterte Knochen zu sehen, aber er hatte nur den Schuh gestreift.

Ich fing an zu rennen. Blindlings in die Gegend hinein. Irgendwohin. Nur weg, in Richtung Berge. «He du da!» hörte ich hinter mir. Dann einen weiteren Schuß. Ich rannte direkt zur Schotterstraße. Wenn sie mich wirklich treffen wollten, das wußte ich, dann konnten sie das auch. Es hatte keinen Sinn, hin und her zu springen.

«Hopple, Beatnik!»

Päng.

Ich erreichte die Straße und rannte auf die Bergkette zu, die etwa eine Viertelstunde entfernt lag. Keuchte. Klopfender Kopf. Klingen in den Ohren. Wer nicht rennt...

Päng.

Mußte anhalten. Bekam keine Luft mehr. Setzte einen Fuß vor den anderen. Ich blickte über eine Schulter zurück. Sie waren im Wagen, machten die Scheinwerfer an. Sie kamen hinter mir her.

Ich bog von der Straße ab und stürzte einen Hügel bis zu einem ausgetrockneten Flußbett hinunter. Das Wohnmobil folgte mir die Straße entlang den Hügel hoch. Die Böschung des Flußbetts war rund eineinhalb Meter hoch. Ich sprang hinein. Der Grund lag außerhalb des Mondlichts. Ich arbeitete mich mühsam vorwärts, stolperte, lief schnell. Ich hörte, wie das Wohnmobil anhielt, zurücksetzte, wieder anfuhr, anhielt. Es drehte um. Ich sah, wie die Scheinwerfer über das Flußbett schwenkten, über mich hinweg. Ich ging weiter. Ich hörte noch einen Schuß. Das Flußbett war einer Biegung um den Hügel gefolgt, deshalb konnte ich den Wagen nicht mehr sehen, und da ich ihn nicht mehr hörte, dachte ich mir, daß sie entweder aufgegeben hatten oder zu Fuß hinter mir herkamen. Ich ging weiter. Ich kletterte. Vor mir lagen die Berge, ein dunkler massiver Klotz in der Nacht. Kieselsteinchen klirrten unter meinen Füßen. Gelegentlich trat ich auf einen vertrockneten Zweig.

Ich lief eine Stunde lang. Ich ließ die Wüste hinter mir und lief in die Berge. Das Flußbett war immer noch trocken, aber dann stieß ich auf Weidendickicht und ein Dutzend verwunderter Kühe. Sie muhten und stampften davon. Ich konnte nicht mehr weitergehen. Ich fand ein bißchen weiches Gras zwischen einem Weidenbaum und einem Kuhfladen, legte mich hin, sah zwei Sternschnuppen, schloß die Augen und fiel in einen unruhigen, kühlen Schlaf.

Im Morgengrauen wachte ich auf. Der Himmel war klar. Die Kühe waren zurückgekommen. Sie beachteten mich nicht, als ich aufstand. Eine Elster beäugte mich vom Zweig eines Weidenbaums. Sie flatterte einmal mit ihren Flügeln, blieb aber sitzen. Und da war ich nun. Ganz allein im Westen.

Fiebernd, halbverhungert, frierend und müde. Verirrt. Ich hatte die Wahl, am Flußbett entlang und bis zur Schotterstraße zurückzulaufen, aber möglicherweise waren Junior und Eddie immer noch da. Oder ich konnte quer übers Land gehen in der Hoffnung, auf ein Haus oder eine andere Straße zu stoßen, aber es war ebensogut möglich, daß ich fünfzig Meilen lief, ohne irgend etwas in dieser Landschaft anzutreffen. Wenn Vieh da war, dann mußte doch irgendwo eine Ranch sein. Ich beschloß, die Gegend auszukundschaften. Ich wollte das Flußbett zwischen den Bergen weiter hinaufgehen, bis ich die Landschaft überblicken konnte.

Nach einer halben Meile stieß ich auf einen Feldweg, der eigentlich nur aus Radspuren bestand. Welche Richtung sollte ich einschlagen? Ich warf den Büffel in die Luft. Kopf rechts, Schrift links. Büffel oben. Rechts.

*Ich folgte den Spuren durch eine Gebirgsschlucht bis zu einer Gabelung. Da stand ein handgefertigtes Schild aus Holz mit schwarzer Schrift, von der das meiste abgeblättert war. In die Richtung, aus der ich kam, zeigte ein Pfeil mit den Wörtern *STINKING SPRING*, 15 Min., links von der Gabelung lag *STARVATION LAKE*, 5 Min. Keiner der beiden Namen hörte sich vielversprechend an. Ich entschied mich für den nicht ausgeschilderten Abzweig. Die Furchen führten mich um einen Berg herum, über einen Bach (dieser führte Wasser) zu einer Gebirgsschlucht und einer Geisterstadt, die in einer Sackgasse endete.*

Die Stadt bestand größtenteils aus kleinen Bretterhaufen, wo früher einmal Häuser gestanden hatten. Bei zweien waren noch die Grundmauern vorhanden – bei einem Laden ohne Dach mit einer Scheinfassade sowie bei einer auffälligen Holzhütte mit kaputten Fensterscheiben und rostigen

Blechjalousien. Ich fand das komisch. Blechjalousien gehörten nicht zu den Dingen, die ich in einer Geisterstadt erwartete. Hinter dem Laden am Berghang entdeckte ich einen Friedhof und einen kleinen Schuppen. Aus der Stadt heraus führte ein ausgefahrener Weg, der bestimmt schon lange nicht mehr benutzt worden war, denn vereinzelt wuchs Beifußgestrüpp aus den tiefen Furchen heraus. Ein Schild zeigte den Weg hoch. Ich mußte genau hinsehen, um die Buchstaben lesen zu können, bevor all die Farbe absplittern und nichts als Spuren der Schrift hinterlassen würde. Entweder hieß es *SLEEPING LADYMINE* oder aber *STEPPING BABYMINE*. Ich kam zu dem Schluß, daß die schlafende Lady mehr Sinn ergab.

Ich ging den Furchen nach. Sie führten ans Ende der schmalen Schlucht, in der an drei Seiten Felswände steil in die Höhe ragten. In einer der Wände öffnete sich ein Minenschacht, der nach etwa vier Metern eingestürzt war. Nach dem Schutthaufen zu urteilen, mußte es ein ziemlich tiefer Schacht gewesen sein.

Ich ging in die Stadt zurück. Ich sah mir den kleinen Friedhof am Hang genauer an. 23 identische Holzkreuze waren in Fünferreihen angelegt. Auf jedem Kreuz stand der Name eines Mannes. Ich fing an, Hypothesen aufzustellen. Die Tatsache, daß es sich um eine Geisterstadt handelte, daß es eine Mine gewesen und daß diese Mine verschüttet worden war, daß in allen Gräbern nur Männer und keine Frauen lagen, daß alle Männer zur gleichen Zeit gestorben waren (denn sonst wären auf den Kreuzen ja Daten gewesen, und die Gräber hätten nicht so einheitlich ausgesehen) – all das ließ mich vermuten, daß es ein Minenunglück gegeben haben mußte. Die Schlafende Lady war aufgewacht, 23 Bergarbeiter waren gestorben, die Mine war wahrscheinlich ohnehin erschöpft gewesen, und anstatt sie wieder zu öffnen, hatte man sie verlassen und die Stadt dazu.

Ich sah in den Schuppen. Da standen eine Spitzhacke ohne Griff und zwei rostige Schaufeln, und in einer Ecke lehnte noch ein Holzkreuz. Ich brachte es ans Tageslicht. Als ich es in die Hand nahm, brach die untere Hälfte ab. Es war voller Termitenlöcher und verkrustetem Dreck oder so was Ähnlichem. Im Licht konnte ich auf der oberen Hälfte den Namen lesen: *JEDEDIAH KINGSMITH*. Wegen der vielen Löcher war es leicht wie Kork. Im Schuppen fand ich dann die Überreste von drei weiteren Kreuzen, die vollständig zerfallen waren. Ich fragte mich, was mit Jedediah wohl passiert sein mochte. Hatten sie vergessen, wo sie ihn begraben hatten? Unwahrscheinlich. Wahrscheinlicher war es, daß sie für alle Männer in der Mine Kreuze anfertigten, als sie die Hoffnung aufgegeben hatten, noch jemanden lebend zu finden, und später, als sie die Leichen fanden, entdeckten sie den alten Jedediah wie durch ein Wunder lebend, und er hatte auf das Kreuz verzichten können. Vielleicht war er verletzt worden, und sie hatten das Kreuz für alle Fälle behalten, weil sie es vielleicht doch noch brauchen konnten, und vergaßen es dann, als Jedediah wieder gesund war. Wie immer es gewesen sein mochte – ich maß diesem Stückchen Holz großen Wert bei. Es war ein Beweis für die eigensinnige Zähigkeit des Lebens. Wie überlebt ein Kaninchen den strengen, eiskalten Winter? Wie übersteht sein feines Gewebe Schnee, Hunger, Raubvögel, Krankheit und Kälte? Wie überlebt ein Bergarbeiter seinen Job? Jedediah Kingsmith hatte überlebt. Vielleicht lebte er immer noch. Ich trug sein Kreuz, oder besser das, was davon übrig war, zurück den Berg hinab.

Ich warf einen raschen Blick in den Laden, aber es sah so aus, als wäre er von Souvenirjägern leergeplündert worden. Ich suchte etwas zu essen. Danach versuchte ich es mit der Hütte, und dort stolperte ich geradewegs in mein Glück. Es waren Anzeichen dafür vorhanden, daß noch vor kurzer Zeit jemand hier gewohnt hatte. Erstens stand eine Teflon-Bratpfanne auf dem Tisch. Dann standen drei Campbell-Dosen mit Bohnen und Schweinefleisch in einem Regal. Und es stand ein Bett da, mit einer Matratze, die noch den größten Teil ihrer Füllung besaß. Wahrscheinlich kamen ein- oder zweimal im Jahr Jäger hier durch die Gegend. Ich nahm eine Dose mit Bohnen in Angriff. Ich schlug sie gegen die Bettkante, aber die hinterließ nur ein paar Beulen. Dann fiel mein Blick auf einen Flaschenöffner mit einem Korkenzieher, der an einem Nagel an der Wand hing. Es war nicht gerade das perfekte Instrument. Ich bezweifle, daß je eine Dose derart mißhandelt worden ist. Aber ich kriegte sie auf und schlang die kalten Bohnen gierig herunter. Schnell machte ich mich mit den

beiden anderen Dosen an die Arbeit, und kurz darauf hatte ich drei Dosen kalter Bohnen in meinem Bauch. Dann steuerte ich zielstrebig die Matratze an.

Ich schlief den ganzen Tag. Nachts überkam mich Übelkeit, und Gott sei Dank hatte ich bereits alle Bohnen verdaut, so daß nicht viel herauskommen konnte. Dann beging ich den Fehler, etwas Wasser zu trinken, um mir den Mund auszuspülen, und alles kam mit Haut und Haaren wieder heraus. In der Nacht schlief ich unruhig, ich fühlte, wie das Fieber stieg, roch die abgestandene Kotze auf dem Fußboden und hatte denselben Geschmack im Mund. Während ich schlief, träumte ich von drei Gesichtern. Die Sonnenbrille. Eine Faust. Ein goldener Ring. Sie winken und winken. Ein ausdrucksloser Mann. Ein Mann, der Angst hat, mit einer Brille und Ohren wie kleine Flügel. Ein Spieler? Ein Verlierer!⁶⁰ Ein Mann, der sich selbst der größte Feind ist. Wie wir alle. Wenn ich nicht schlief, lag ich mit dem Gesicht zum Fenster. Ich beobachtete, wie die Sterne vorbeizogen, fragte mich, ob ich noch tiefer sinken könnte und dachte mir, daß ich alles in allem lieber in Philadelphia wäre. Ich nahm Jedediah Kingsmith fest in eine Hand.

Am nächsten Morgen hatte ich kaum die Kraft, dem natürlichsten aller Bedürfnisse nachzukommen. Ich verbrachte den ganzen Tag und die darauffolgende Nacht auf der Matratze.

Am Morgen danach fühlte ich mich kräftiger. Mein Hunger kam zurück, aber es war nichts da, um ihn zu stillen. Ich versuchte gerade zu klären, ob ich die Kraft hätte weiterzugehen, als ich ein Motorgeräusch hörte. Ich packte Jedediah und ging nach draußen. Ich sah, wie ein Jeep in die Stadt hineingeholpert kam. An seinem Steuer saß ein kurzgeschorener Mann mit einem säuberlich gestutzten Bart. Wir gafften uns überrascht an.

Er war Archäologe. Er hatte rund zwanzig Meilen entfernt eine Ausgrabungsstelle. Er hatte sich den Tag freigenommen, um die Gegend zu erkunden. Er sagte, ich sähe aus wie ein Geist – passend zur Geisterstadt. Ich erzählte ihm vom Trampen, von Junior und Eddie, vom Krankwerden und vom Hunger.

Er wollte mir nicht glauben. Er sagte, er könnte sehen, daß ich krank sei, und glaube auch, daß ich Hunger hätte, aber was den Rest angehe – na ja, er wisse zwar nicht, was ich zu verbergen hätte und wieso es möglich sei, daß ich fünfzig Meilen von der nächstliegenden gepflasterten Straße entfernt sei, aber er würde mich wieder mit nach draußen nehmen.

Fast hätten wir es nicht geschafft. Dem Jeep ging das Benzin aus, er hatte anscheinend ein Leck im Tank. Glücklicherweise hatte er für Notfälle zwanzig Liter in Reserve dabei, und damit kamen wir zurück zur Autobahn. Er fuhr sofort zur nächsten Tankstelle. Als er das Benzin bezahlen wollte, schälte er einen Fünf-Dollar-schein aus einem Bündel in seiner Westentasche. Ich mußte immerzu an dieses Bündel denken. Ich war ziemlich verzweifelt. Aus irgendeinem Grund hatte ich Jedediah mitgenommen.

«Wollen Sie ein Bier?», fragte er, als der Tank voll war. «Kommen Sie mit. Ich lade Sie zum Mittagessen ein.»

Er war ein anständiger Kerl, und bei dem Gedanken, was ich mit ihm gemacht habe, zuckte ich noch heute zusammen. In einem kleinen Lokal in einer kleinen Stadt in Wyoming trafen zwei Ereignisse zusammen und lösten einen plötzlichen Entschluß in mir aus, den ich mein Leben lang bereuen werde. Als erstes hielt ein Bus vor dem Lokal. Der Fahrer stieg aus, gefolgt von einem Passagier. Der Fahrer öffnete das seitliche Gepäckfach und zog einen zerquetschten alten Koffer heraus. In der Zwischenzeit war mein Archäologe aufs Klo gegangen. Seine Jacke hatte er über der Stuhllehne hängenlassen, mit dem Geldbündel in der Tasche. Was soll ich sagen? Zu meiner Entlastung kann ich, glaube ich, anführen, daß ich nur die Hälfte des Bündels nahm, aber es bleibt bei der Tatsache, daß ich das Geld schnappte und zum Bus rannte, als der Fahrer gerade die Tür zumachte.

Zehn Stunden später war ich in Butte.

Ich hatte mir ein sauberes Unterhemd gekauft. Ich stand unter einer Straßenlampe in einem Fliegenschwarm. Ich hatte immer noch Jedediah bei mir. Ich starrte durch das Fenster eines

60 Das ist die geträumte Mordszene. „Die Sonnenbrille. Eine Faust. Ein goldener Ring“: das ist der Polizist in Zivil, die beiden anderen sind seine Mörder.

Selbstbedienungs-Waschsalons, starrte unerreichbare Frauen an. Ihr Leben verlief in Bahnen, denen ich nicht folgen konnte. Da war eine Hausfrau, die Handtücher zusammenlegte, während ihr harmloser Ehemann in ausgebeulten Hosen mit ihrem kleinen Jungen spielte. Ich wußte, sie hatte eine Hypothek, ein Kind und einen Ehemann, der zuviel aß und keinen Nagel in die Wand schlagen konnte; und doch lag eine sanfte, einfache, unauffällige, gesunde Schönheit in ihren Sommersprossen und auf ihrem sanften, daunigen Gesicht. Auf einem Plastikstuhl saß eine für Montana typische, große Frau und las in einer Zeitschrift, eine Frau mit einer magnetischen Ausstrahlung, die ich immer wieder anschauen mußte, nicht, weil sie besonders blendend oder sexy ausgesehen hätte, sondern auf Grund der absoluten Kraft, der Energie, die sie verströmte, auf Grund jener Aura, die solche Menschen umgibt, von denen man glaubt, daß sie Interessantes erleben – Ausgelassenheit und Parties und Skilaufen und schnelle ausländische Autos und Cocktailgläser. Eine Frau, die ein aufregendes Kleid trägt und deren Augen fröhlich umherwandern, während sich die Männer um sie scharen, mit hübschen Gesichtszügen und einem Gang, der nicht um Entschuldigung bittet, sondern Zielsicherheit und Lebendigkeit ausdrückt ... Ein zwanghaftes, mit dem Fuß aufklopfendes Mädchen zog ihre BHs aus der Maschine. Es war eines von diesen auffallenden Mädchen, die ihren Kopf auf eine ganz bestimmte Weise in den Nacken werfen, die sich elegant durchs Haar fahren können, die immer wissen, wann sie angeschaut werden, die Kaugummi kauen, schwanger werden, sich dann verloben und dann den Sohn des Mannes heiraten, dem der Eisenwarenladen gehört...

Ich beobachtete sie.

Ich.

Willy Crusoe, mieser kleiner Dieb.

Ein anonymen Mann auf der Flucht, naiver Vorortbewohner, schlampiger Ausreißer, glückloser Jobsucher, sexueller Selbstmörder, ein Ehemann auf der Flucht vor dem Gesetz.

Ein gefährlicher Romantiker.

Unter der Erde (Letztes Kapitel)

Vielleicht habe ich die Gelegenheit verpaßt. Ich werde es wohl nie erfahren. Wäre ich nur ein paar Stunden länger in St. Louis geblieben, vielleicht wäre ich dann heute wieder Willy Middlebrook, der nette Junge aus dem Vorort. Statt dessen bin ich Willy Crusoe und werde immer Willy Crusoe bleiben, und wenn auf der Straße jemand hinter mir geht, wechsle ich auf die andere Seite, um zu sehen, ob er hinter mir herkommt. Ich habe mich entschieden. Man hat mir die Tür geöffnet, aber ich habe mich entschieden, nicht einzutreten. Ich bedaure nichts. Möglicherweise hätten es andere Leute anders gemacht. Möglicherweise habe ich sie enttäuscht. Wenn das der Fall ist, dann enttäuschen sie mich. Sie begreifen nicht. Sie sehen zu viel fern.

Ich verbrachte eine verzauberte Woche in Wheeling. Ich verschwand für zwei Tage und stattete Doc Bates einen Kurzbesuch ab. Er teilte mir mit, daß ich nie Kinder haben würde. Erica Crusoe habe ich nichts davon gesagt. Vielmehr widmeten Mrs. Crusoe und ich in einsamer Zweisamkeit dem Versuch, ein Kind zu zeugen, viel Zeit und Kraft. Wir fanden diese Arbeit überhaupt nicht langweilig, aber auch gar nicht fruchtbar.

Jetzt leben wir in Kalifornien, Erica und ich. Ihr Dad hat uns auf eine Fahrt nach Oakland mitgenommen, und von da aus sind wir sozusagen weitergewandert. Eine Zeitlang wohnten wir auf dem Golfplatz von Stanford – das heißt, wir schliefen in Decken eingerollt unter einem Baum in der Nähe des elften Lochs. Viel Komfort war da nicht, aber die Miete war unschlagbar. Wir kamen gegen Abend und verschwanden am frühen Morgen, und bald darauf hatten ein paar Dutzend Waschbären und Beutelratten und sogar ein oder zwei Skunks gelernt, unsere Ankunft und vor allem Erica abzuwarten, die ihnen Brot und Zuneigung schenkte. Als die Regenzeit anfang, log ich mich zu einem Job als Computer-Operator durch, und wir mieteten eine Hütte in den Bergen von Santa Cruz. Wir lebten in einem nebligen Tal, in dem Erica sich direkt nach Harlan County zurückversetzt

fühlte, obwohl es voller abgebrannter Hippies steckte und nicht voller abgebrannter Hillbillies. Ich bastelte ein Schild und stellte es vor unserer Hütte auf. WILLKOMMEN IN HARLAN COUNTY stand drauf. Irgendein Hurensohn hat es geklaut. Ich kann nicht behaupten, daß es ein perfektes Leben gewesen wäre. Es gab kritische Momente. Als nach einem Jahr unaufhörlicher Bemühungen immer noch kein Baby entstanden war, wurde Erica zerstreut und nervös, und schließlich aß sie gar nichts mehr, und nachdem sie zwei Tage ohne zu essen in einer Ecke gesessen und mich angeschrien hatte, sobald ich einen Fuß in die Hütte setzte, lief sie davon. Ich ging auf die Suche. Ich verlor meinen Job, weil ich die ganze Zeit mit Suchen verbrachte. Einen Monat später kam sie zurück. Sie war schwanger. Jetzt rannte ich davon. Ich trampelte nach San Diego und verstrickte mich in diese merkwürdige Beziehung – merkwürdige Dinge passieren immer mit mir, wenn ich mich zu weit entferne vom 40. Breitengrad, der Nabelschnur Amerikas. Sie war Rechtshänderin, hatte helle Haut, war geschieden und lebte mit zwei Kindern und drei Katzen auf dieser riesigen Ranch. Ihr Eisschrank war größer als manche Häuser, die ich kenne. Sie liebte mich nicht. Ich liebte sie nicht. Sie war nicht mein Typ. Ich war nicht ihrer. Ich glaube, wir befanden uns beide in einer Übergangsphase, in der wir mit einer Seite der Welt in Berührung kommen wollten, die uns immer unerreichbar erschienen war. Bei ihr dauerte sie schon sieben Jahre, seit der Zeit, als ihr Mann sie verließ und sich mit seinem Onkel in San Bernardino zusammentat. Meine Phase dauerte ungefähr einen Monat. Als ich eines schönen Tages ihr Haus betrat, mußte ich feststellen, daß in ihrer Einfahrt ein Holzkombi, in ihrem Eßzimmer ein Surfboard und in ihrem Bett, mit aller Entschiedenheit, ein Surfer parkte. Ich kann nicht behaupten, daß es mir das Herz gebrochen hat. Ich kehrte zur Hütte in den Bergen zurück und – das sagte ich ja bereits – es war schön zurückzukommen. Es ist immer schön zurückzukommen.

Augenblicklich arbeite ich im Alpha-Beta-Supermarkt. Lange werde ich allerdings wohl nicht mehr dableiben. Einer meiner Nachbarn ist Schreiner, ich habe ihm an Wochenenden ausgeholfen und er möchte, daß wir uns als gleichberechtigte Partner zusammentun. Erica bleibt ziemlich viel zu Hause bei dem Baby. Nie hätte ich gedacht, daß so kleine Brüste so viel Milch geben könnten. Sie ist eine natürliche Mutter. Sie ist wie gemacht dafür, Leben zu schenken. Sie ist ziemlich ruhig geworden. Ich vermute, sie möchte noch mehr Kinder haben, und dann müssen wir mit ein paar Dingen fertig werden oder wieder mit dem Weglaufen anfangen. Ich glaube, wir können damit fertig werden. Das Kind ist wunderschön. Sie hat es Dale genannt – das ist wohl der Name des Vaters. Wir kommen miteinander aus. Wir kommen alle miteinander aus. Ich liebe das Kind. Ich liebe sie. Ich nehme ihr nicht übel, was sie getan hat. Warum sollte ich? Sie hatte das Recht dazu. Sie macht mich nach wie vor glücklich. Ich glaube, sie zähmt mich. Sie zähmt das Wilde im Menschen und in den Tieren, obwohl sie selbst von niemandem gezähmt werden kann. Ich versuche es.

Einmal habe ich einen heftigen Schreck bekommen. Da war dieser Mann, der mitten in der Nacht an unsere Tür klopfte und mir ein Abzeichen zeigte, auf dem FBI stand. Es stellte sich dann aber heraus, daß er einen anderen suchte. Gelegentlich lese ich in der Zeitung über andere, viel bedeutendere Kartoffeln als mich, die – sie oder er – von der Regierung ausgegraben wurden, oder die die Untergrundspielchen und das anonyme Leben einfach leid geworden waren und sich selbst gestellt hatten. Das ist ihre Entscheidung. Ich habe meine getroffen.

Von Elaine bekam ich eine Postkarte aus Idaho. Sie und Al sind in dem gelben Milchwagen durch die Berge gefahren und haben Onkel Henrys Lagerplatz gesucht. Von John⁶¹ höre ich dann und wann. Er ist eine Zeitlang in Indien gewesen, und danach fing er an, in der Gegend herumzuwandern, um «Energie zu suchen», wie er es nennt. Jetzt lebt er gerade in Nigeria. Ich glaube, er unterrichtet dort Englisch. Es gibt eine Menge Menschen, an die ich von Zeit zu Zeit denken muß, wie die Entenlady, Billie, und Claire in Champaign-Urbana, und hundert andere, an deren Namen ich

61 John ist sein Klassenkamerad, der Medizin studierte, schnell heiratete, mit Willy in der Kneipe ist, wo sich die Auseinandersetzung anbahnt, die Akademikerkarriere aufgibt, sich zu seinem Schwulsein bekennt und jetzt dieses Leben führt.

mich nicht mehr erinnern kann, deren Gesichter ich allerdings nie vergessen werde, deren Leben mit meinem in Berührung gekommen und danach weitergeflossen ist. Ich stelle mir vor, ihre Geschichten verlaufen so, wie man es erwarten würde. Sie rennen ihren Träumen hinterher und geben sich mit dem zufrieden, was sie bekommen können. Ich wünsche ihnen allen das Beste. Ihr Leben ist dort begraben, wo Zeitungen und Fernsehen sie niemals ausgraben werden. Ihre Wurzeln sind die Wurzeln dieses Landes, ihre Träume sind unser aller Träume, ihr Scheitern ist unser eigenes, ihre Schwächen sind unsere Schwächen, ihre Kraft gibt allen Männern und Frauen Antrieb, ihre Geschichte ist unsere Geschichte. Sie haben eine runzlige Haut und weiche Falten um die Augen. Sie sind rund, und gewöhnlich sind sie schmutzig. Sie sind hart, weil sie es sein müssen, und wenn man sie aufwärmt, werden sie weich, und man kann sie sogar süßen. Es gibt sie zu Tausenden, zu Millionen. Wir sind auf sie angewiesen, und wir nehmen sie als selbstverständlich hin. Sie haben immer ihr Leben gelebt, denn sie hatten keine Wahl. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.

2.3.3 GEGEN DIE KALTEN TODESKRÄFTE DER KOLONIALISIERTEN LEBENSWELTEN

*„Ich fühlte mich zu Hause
bei den knolligen und vieläugigen Kartoffeln der Erde,
bei diesen Leuten in den schäbigen Kneipen und verstaubten Bars,
im Untergrund, wo Leben Leben ist.“
Willy Middlebrook*

Vierzig Jahre nach Erscheinen seines Romans charakterisiert Cottonwood seinen Roman folgendermaßen:

„I wrote this novel forty years ago as a cockeyed love letter to the USA. I was a young man without children. Now I am a grandfather. A few of the passages, as I review them now, could make a grandfather blush. Nevertheless I have resisted the impulse to censor any youthful excess. I've also let stand the passages that would now be deemed Politically Incorrect. They are an accurate rendition of the times (1973).“⁶²

„Ein gefährlicher Romantiker“, der, wenn er von Haus zu Haus ging, den verwilderten Garten suchte, „das uralte Auto, das Spielzeug in der Einfahrt oder den zertrampelten Rasen – alles, was auf die Familie hindeutete, die zu sehr mit dem Leben beschäftigt ist, als daß sie Zeit für SAUBERKEIT, WAHRUNG DER ORDNUNG, SCHUTZ DER INVESTITIONEN und all die anderen kalten Todeskräfte haben würde.“

Diese Todeskräfte sind es, die den Erzähler den Halt verlieren lassen und die er schon in Kindheit und Jugend in der Vorstadt⁶³ kennen lernte. Seine Mutter behandelte ihn mit Distanz und vollzieht wie bei seinen zwei Geschwistern Erziehung als ein Programm. Sie wäre eigentlich alles lieber als eine Mutter von drei Kindern in der Vorstadt geworden. Weder der Ich-Erzähler noch seine Mutter haben Kontakt zu ihren entfernt in anderen Bundesstaaten lebenden Geschwistern beziehungsweise Kindern, außer dass die Mutter weiß, wo sie leben. Der Vater bleibt mehr oder weniger unsichtbar. Sobald das Zimmer von Willy leer geworden ist, stellt er dort einen Aktenschrank aus seinem Büro auf. Er hat irgendetwas mit Wissenschaft zu tun.

Mit einem Klassenkameraden kommt er zum ersten Mal in Kontakt mit den öffentlichen Ordnungskräften. Ihre Streiche bestehen darin, dass sie überall Schilder abmontieren, die sie zu einer Sammlung werden lassen. Ertappt, müssen sie von ihren Eltern im Polizeikommissariat abgeholt werden. Ihre Strafe ist – der weißen vorstädtischen Mittelschicht entsprechend – harmlos: Sie müssen einige

62 Siehe <https://scribl.com/books/PCCDD/famous-potatoes>.

63 Vgl. dazu Uwe Kreisel, *KulturSchlüssel, USA*, Hueber, München 2003, S. 157.

Stunden mit einem Jugendberater verbringen, den sie kaum ernst nehmen. Mit Marihuana kommt er auf dem College in Kontakt und wird von einem Kommilitonen denunziert, so dass er vom College relegiert und sogleich zur Armee eingezogen wird. Nach dem Krieg und seiner unehrenhaften Entlassung probiert er – zurück in den USA – alles an Drogen aus, was damals zu bekommen war und was etwa Truckfahrer sich einwarfen, wenn sie ihn bei seinen Trampptouren auflasen und ihm manchmal, wenn sie selbst zu erschöpft waren, das Steuer überließen. Er wird über falsche Freunde zum Dealen angestiftet und dabei einem Spitzel ausgeliefert. Sein Vater regelt die Angelegenheit, indem er seinen Sohn zu einer Entziehungskur in ein Sanatorium in die Bergen schickt, wo er seine künftige Frau kennenlernt, die psychische Probleme hat, seit sie von einem Freund LSD oder etwas Ähnliches verabreicht bekam. Der Freund brachte sie, als er sah, dass es ihr nicht gutging, ins Krankenhaus und verschwand.

Erica ist die Zweitälteste von sieben Geschwistern. Sie heiratet schnell mit der Zustimmung von Ericas Eltern und bekommen bald ein Kind, das aber nicht lebensfähig ist und nach kurzer Zeit stirbt. Erica hat Krämpfe, verschwindet unversehens, wird aufgegriffen und von ihren Eltern wieder zur Behandlung in die Berge geschickt. Willy erreicht sie nicht mehr richtig und weiß nicht, was er machen soll. Auch ihren Eltern hat sie sich entzogen. Er bricht zu seiner ersten Trampreise auf, will nach Cincinnati, springt auf einen Güterzug, schläft in einem verlassenen Bahnhofsgebäude⁶⁴ und gerät beim ersten Besuch in einer Bar in die Situation, dass er einem Jungen helfen will, der von einem Mann mit verspiegelter Sonnenbrille bedroht wird. Der Erzähler schlägt ihn zu Boden und flieht aus der Bar. Zwei andere mischen sich ein, und während der Erzähler am Boden liegend schwer misshandelt wird, hat sein Aggressor auf einmal ein Messer im Rücken und stirbt. Es stellt sich heraus, dass es ein Polizist ist, und es gibt keine Zeugen für das, was vor der Bar geschehen ist. Dem Anschein nach hat es sich, wie Willy später erfährt, um eine Abrechnung unter Glücksspielern gehandelt.

Willy besucht Erica im Sanatorium und nimmt sie mit zu einem Besuch bei seinen Eltern. Ein Besuch, der Willy mit allem konfrontiert, was in seinem Elternhaus nicht gutgegangen ist, so dass sie sich nicht lange aufhalten. Sein Vater steckt ihm hinter dem Rücken seiner Frau ein Bündel mit 2000 Dollar zu. Sie wollen mit dem Bus nach New York reisen. Bei einem Zwischenhalt in Philadelphia steigt Erica aus, ist aber bei der Weiterfahrt noch nicht zurück. Auch Willy steigt aus, um sie zu suchen. Allein in den grauen Straßen unterwegs, wird er von einem Polizisten gestellt, der nach seinen Papieren fragt. Dieser Polizist ist einer von den „ausdruckslosen Männern“, wie er sie schon bei der Armee kennengelernt hat. Er rastet aus und schlägt diesen „desinteressierten Wiederkäufer“, der sein Leben zu zerstören sucht, mit einer Flasche nieder und flüchtet. Der Führer einer schwarzen Jugendgang hat ihn beobachtet und gewährt ihm Schutz in einem Kellerraum. Zur Tarnung bekommt er Wasserstoffperoxid, um sein dunkles Haar zu bleichen, erledigt dafür ein paar Botengänge zur Konkurrenzgang im nächsten Straßenzug und kann, vermittelt über die Gang, für 200 Dollar Papiere für eine neue Identität erhalten. Er findet einen Job als Computerfachmann, lebt eine Weile in Philadelphia weiter, sucht Erica, bis er wegen seiner unter seinem alten Namen geführten Sozialversicherungsnummer im Betrieb enttarnt wird und schnellstens wieder in der Anonymität der Großstadt verschwindet:

„Ich fühlte mich aber nicht anonym. Ich fühlte mich lächerlich. Jedes Mal, wenn ich in einer Fensterscheibe mein Spiegelbild ansah, duckte ich mich. Ich sah absurd aus. Ich habe einen dunklen, dichten Haarwuchs und hatte mich seit einem Tag nicht rasiert. Mit diesem Kontrast zwischen meinem dunklen Teint und meinen fluoreszierenden Haaren sah ich aus, wie einer dieser verhetzten Großstadt-Freaks, die in jeder Market Street rumhängen — diese Borderline-Psychotiker, diese Zuhälter und Stricher und Aussteiger, die Dressmen, diese schrillen Tunten, Treber, diese Typen, die langsam an einem vorbeistreichen und ihre Wunderdrogen andrehen, diese Jesus-

64 Das sind Anklänge an die [Hobo](#)-Tradition.

Freaks, Hare Krishna-Freaks, diese allgegenwärtigen Säufer, Krüppel und Bettler und alten Männer ohne Heller und Pfennig. Und ich. Ich war ein netter Junge aus dem Vorort.“

Außer diesen Gestalten, die ihn nicht schrecken, stößt er auf anderer Ebene einem anderen Typ von „ausdruckslosen Männern“, als er eine Bar betritt. Eine Prostituierte möchte ihn mit all ihren Mitteln dazu bringen, mit ihr zu gehen, wonach ihm aber die Sinne nicht stehen:

„Ich war verwirrt. Vielleicht hätte ich einfach rausgehen und sie sie dort zurücklassen sollen, aber mich beunruhigte das Interesse, das ich auslöste, vor allem bei dem Mann in dem blauen Anzug mit der Tätowierung am Handgelenk. [...] Auf seinem muskulösen Oberarm nistete zwischen Venen, Muskeln und Haaren eine Meerjungfrau, deren Brüste größer wurden, wenn er seinen Bizeps anspannte. Schnell warf ich einen Blick auf die anderen Gäste. Ich traute meinen Augen nicht! Sie waren alle tätowiert. Und mit einem flüchtigen Blick auf den Fußboden entdeckte ich eine beunruhigende Anzahl von Cowboystiefeln. Beim Militär waren solche Leute die Hauruck-Killer, die Sadisten, die Vergewaltiger und Kneipenschläger – und konnte ich wissen, hier in diesem Lokal mit einem blauen Neonmartiniglas im Fenster, in Champaign oder Urbana, Illinois, wozu ein Raum voller Tätowierungen und Cowboystiefeln imstande war, falls ich versuchte, eine weinende Frau auf ihrem Barhocker allein zurückzulassen?“

Schließlich trifft er Erica in Philadelphia in der mit Müll vollgestopften Wohnung einer alten Frau, der er schon öfter begegnet ist und die ihn zu seiner Frau führt. Sie liegt abgemagert unter vielen Decken, möchte aber auf keinen Fall mit ihm gehen. So weit sei sie noch nicht. Wütend und ratlos lässt er ihr alles Geld da und begibt sich nach Westen. (Siehe das entsprechende Kapitel weiter vorn.) Dieser Westen hat, wie zu lesen ist, nichts mehr mit dem Versprechen des Wilden und Freien zu tun, dehnt sich aber in die Weite.

Er kommt schließlich nach Butte in Montana, wo er weiß, dass Elaine einen Onkel hat. Er findet alle beide. Elaine und Willy sind einander sehr zugetan, und Willy überlegt, was zwischen ihm und Erica so anders ist, dass er sie für einzig hält. Während er mit Elaine intim wird, denkt er an Erica und die Faszination, die für ihn von ihr ausgeht. Zu dritt mit Onkel Henry gehen sie auf Goldsuche in den Bergen. Sie finden einiges. Onkel Henry will, dass Elaine alles bekommt. In einer Nacht begibt er sich allein in einen Schacht. Er stirbt. Elaine und Willy trennen sich. Beide wollen zurück nach Saint Louis, wo Willy auf die Anregung von John die Mordgeschichte klären möchte, von der er inzwischen so viel weiß, dass sie aus der Auseinandersetzung zwischen Gangs und der in sie verwobenen Polizei entstanden ist.

Zurück in St. Louis wird er von Elaines Freund, dem zwielichtigen Al, und John ansatzweise in das eingeweiht, was in St. Louis sich abspielt und was er zu tun hat, um wieder Willy Middlebrook zu werden. Willy kann das Spiel, das ihm vorgeschlagen wird, jedoch nicht ernstnehmen, weil ihm das ihm geschilderte Interessengeflecht zwischen Polizei und verschiedenen Gangs bei der Einflussnahme auf St. Louis gleichgültig lässt. Den notwendigen Botengang mit einem Couvert nimmt er zwar eher aus Gefälligkeit seinem Freund John und wegen seiner freundschaftlichen Bemühungen um ihn an, führt ihn aber nicht zu Ende und setzt sich ab. Denn es geht ihm inzwischen als Willy Crusoe zu gut, als dass er sich auf eine über Korruption zu gestaltende Wirklichkeit, in der es auch immer um Leben und Tod geht wie auch zwischen den schwarzen Jugendgangs in Philadelphia, einlassen wollte. Denn eine Mittelschichtexistenz in der Vorstadt wie die seiner Eltern reizt ihn nach seinen bisher gemachten Erfahrungen zur Gestaltung seines zukünftigen Lebens nicht mehr. Der Name [Crusoe](#) ist gewissermaßen metaphorisches Kennzeichen seiner Identität, allerdings nicht als Schiffbrüchiger auf einer Insel, sondern auf dem Kontinent, der die inselhaften Lücken nutzt, die ihn vor dem Erfasstwerden und einer widerrechtlichen Bestrafung wegen eines von der Polizei vorsätzlich zur eigenen Tarnung untergeschobenen Mordes schützen. So hat ihn seine Erfahrung im College und beim Militär bereits gezeigt, dass es in der staatlich verfassten Gesellschaft nicht

gerecht zugeht. Darin unterscheidet er sich grundsätzlich von seinem etablierten Vater, der von der Gerechtigkeit der bestehenden Ordnung überzeugt ist. Trotzdem spürt er sich auf der *richtigen* Seite des Lebens stehen. Denn sein personales Gewissen bleibt bei allem Flüchten immer an Verantwortung für die wenigen Menschen gebunden, denen gegenüber er sich verpflichtet fühlt, wie etwa Erica und ihrer Familie oder Elaine, ist aber auch sich selbst gegenüber intakt. Das registriert er, wenn er sich anders verhält, als es den Erwartungen an sich selbst entspricht: dem Polizisten in Philadelphia oder einer frigidem Malerin gegenüber, die ihn dazu zwingt, ihr wehzutun und sie zu schlagen, damit sie sich selbst spürt. Seine Maskeraden erschöpfen sich gewissermaßen darin, dass er sich in Philadelphia die Haare blond färbt, um von der Polizei nicht zu schnell erkannt zu werden. Bisher hat es nichts vermocht, ihn zu einem *ausdruckslosen Rollenträger* zu machen oder hinter einer entfremdenden Ausdrucksmaske seine Ausdruckslosigkeit zu verbergen.

Hier setzt das vorn wiedergegebene letzte Kapitel ein.

Vierzig Jahre später erklärt Cottonwood, dass er seinen Roman für eine schräge Liebeserklärung an Amerika hält. Es ist keine Jugendliteratur, aber Literatur darüber, was 1960 von [Paul Goodman](#) in seinem Buch „Growing Up Absurd: Problems of Youth in the Organized Society“ (dt. „Aufwachsen im Widerspruch: Über die Entfremdung der Jugend in der verwalteten Welt“, Verlag Darmstädter Blätter, Darmstadt 1971) abgehandelt wird. *Entfremdung der Jugend in der verwalteten Welt* ist eine andere, aber ähnliche Beschreibung wie die, von der *kolonialisierten Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen* in den verrechtlichten Erziehungsinstitutionen mit ihren Lehrer-Funktionären zu sprechen. Das Echo davon hallt überall in den westlichen Schulsystemen wider, 2017 etwa in Stolberg (Rheinland): „*Abikea: Lernst du noch, oder lebst du schon?*“ Als würde nach dem Abitur das wahre Leben beginnen, wo es doch um die Vorbereitung auf die kolonialisierte Lebenswelt der Erwachsenenengesellschaft geht, von der die Erziehungsinstitutionen nur ein Abbild sind, indem sie auf den Erhalt des verstädterten, am Wachstum orientierten kapitalistischen Gesellschaftsmodells vorbereiten, aus dem herausblickend man wehmütig über natürliches Leben nachdenkt, vielleicht mit der Hilfe von Anselm Grün und seinem Buch „Der Himmel beginnt in dir. Das Wissen der Wüstenväter für heute“ oder einer Meditationswoche in der [Abtei Münsterschwarzach](#).⁶⁵ Dabei schreitet etwa die



Ein videoüberwachter Cafégarten auf Schiermonnikoog (Juni 2013)⁶⁶

65 Der Arzt, zu dem ich mich einmal im Jahr zur Untersuchung begeben, zeichnet mir gern in einem Koordinatenkreuz die immer steiler emporsteigende exponentielle Kurve allen menschlichen Umgangs mit der Welt – auch in der Medizin – auf und schließt aus der Betrachtung der Kurve, dass ein Crash mit Notwendigkeit eintreten muss, der die Lebensverhältnisse möglicherweise auf steinzeitliches Niveau sinken lassen wird, und zwar sehr schnell. Seinen Beruf übt er indessen gerne aus.

66 Um im Bild zu bleiben: Die Videokamera auf der hohen Giebelseite des dem Cafégarten benachbarten Hauses erfüllt die Funktion der *wandelnden Glocke*. Als wir unseren Freunden, deren Haus wir bewohnten, berichteten, wollten sie uns nicht glauben. Sie suchten das Café auf, in dem sie auch immer wieder saßen, und sprachen mit dem Eigentümer. Er

digitalisierte und durchökonomisierte Durchdringung aller Lebenswelten voran.⁶⁷

Das Kartoffel-Untergrund-Modell Willy Crusoes ist nicht gänzlich frei von Kontrolle. Denn von Willy existieren die Militärunterlagen mit seinen Fingerabdrücken und die Sozialversicherungsnummer, die er allerdings einschließlich neuer Ausweispapiere inzwischen auf seinen neuen Namen auf dem Schwarzmarkt hat neu ausgestellt bekommen können. Der „*Untergrund, wo Leben Leben ist*“, wie Willy Crusoe beobachtet haben will, ist in Münsterschwarzach sicher nicht zu haben. Aber das Wüstenväterliche ist nicht allzu fern von dem, was für Willy als Kartoffel ein erfülltes Leben wäre. Allerdings kommt bei ihm ein erfülltes Sexualleben hinzu, wofür er im Roman Beispiele trotz seiner Versehrtheit gibt. Jedenfalls ist es nicht das amerikanische Ideal des „*rugged individualism*“, nach dem jeder in den Vereinigten Staaten es zu etwas bringen könne, im Sinne etwa vom *Tellerwäscher zum Millionär*. Wenn er sich einen „*gefährlichen Romantiker*“ nennt, dann geht es ihm um etwas anderes als die „*Todeskraft*“ des Geldes und „*ausdruckslose Männer*“ oder „*desinteressierte Wiederkäufer*“, möglicherweise noch hinter verspiegelten Sonnenbrillen. In ihnen wie in der Polizei steckt etwas von der wandelnden Glocke, von der sich einfangen zu lassen alles Unglück der Welt bedeuten würde. Willy setzt auf etwas etwas Anarchisches, etwas in der Tradition von Henry David Thoreau, als er in „*Vom Wandern*“ (1862) schreibt:

„Ostwärts gehen wir, um die Geschichte kennen zu lernen, um die Werke der Kunst und Literatur zu studieren, indem wir unser Herkommen zurückverfolgen; wir gehen westwärts den Weg in die Zukunft, voller Unternehmungsgeist und Abenteuerlust. (...) Jeder Sonnenuntergang, dessen Zeuge ich werde, lässt in mir die Sehnsucht aufkommen, in einen Westen zu wandern, der so weit und so hell ist wie der Ort, wo die Sonne niedersinkt. Sie scheint täglich westwärts zu wandern und lockt uns, ihr zu folgen. Sie ist der große Westpionier, ein Vorbild den Völkern.“

Willy geht es dabei noch um mehr: Er zählt auf den Blick in die sprechenden Augen seines Gegenübers und einen spontanen Austausch. Denn er ist nicht bereit, seine Gaben von Naturebene 1 auf Naturebene 2 domestizieren und einsperren zu lassen, sondern sie auf Naturebene 3 in sinnlich erfüllter Vernunft gegen die bloß instrumentelle Vernunft zur Entfaltung zu bringen, was als metaphorische Kartoffel im metaphorischen Untergrund am erstrebenswertesten scheint und wie es noch in seinem eingangs zitierten *trumpunfreundlichen* Gedicht „*What Shitwork Is*“ gegenwärtig ist, noch bevor Trump Präsident der USA wurde. Willy Crusoe hat zumindest eine Vorstellung davon, was richtiges Leben sein könnte, nicht nur als Traum, sondern mit gesellschaftlichem Engagement im *Untergrund* zusammen mit einfachen Menschen in einem herrschaftsfreien Raum. Es birgt etwas Utopisches in nomadischem Sinn in sich.

Wie sehr Willy auf den Blick in die sprechenden Augen des anderen zählt und in der Liebe zu Erica seine Erfüllung sucht und findet, so mischt sich doch schnell etwas anderes ein: „*Und in diesen Augenblicken verstand ich sie vollkommen, unbedingt, absolut, ich verstand ihre Wünsche und Ängste und jedes einzelne ihrer Bedürfnisse, und wenn sie dann wegschaute oder ich mich am Bauch kratzte oder ein Auto hupte, dann brach der Kontakt plötzlich ab, und dann wurden wir zwei Fremde, die zusammen in einem Bett lagen und getrennt dachten, und jeder hing seinen eigenen Träumen nach.*“

wolle sich gegenüber möglichen Zechprellern absichern.

67 Thomas Assheuer schreibt in „*Die Zeit*“ v. 29.11.2017 über China: „*Die Big-Data-Diktatur. China plant, die Aktivitäten seiner Bürger lückenlos durch Datenspeicherung und Gesichtserkennung zu überwachen. Jeder bekommt ein Punktekonto zugewiesen. Hier entsteht die Welt der Zukunft.*“ (<http://www.zeit.de/2017/49/china-datenspeicherung-gesichtserkennung-big-data-ueberwachung/komplettansicht>) Dazu auch [Sozialkredit-System \(VR China\)](https://www.nzz.ch/meinung/chinas-bonitaetssystem-ist-eine-soziale-monstrositaet-ld.1341923). Dazu auch <https://www.nzz.ch/meinung/chinas-bonitaetssystem-ist-eine-soziale-monstrositaet-ld.1341923>: *Chinas Bonitätssystem schafft eine neue soziale Unterschicht. China will seine Bürger einem Sozialpunkte-System und damit dem totalen Konformitätszwang unterwerfen. Widerstand gegen diese Big-Brother-Pläne wird es in der Gesellschaft erst geben, wenn es bereits zu spät ist.*

Über dieses Fremdsein sogar in der Liebe hinaus wechseln die letzten beiden Sätze des Buches in etwas anderes, Bezeichnendes für Willy Crusoe, nämlich in einen weiteren gesellschaftlichen Rahmen unter Einschluss derer, die ihr Leben außerhalb der bürgerlichen Normen leben: *„Wir sind auf sie angewiesen, und wir nehmen sie als selbstverständlich hin. Sie haben immer ihr Leben gelebt, denn sie hatten keine Wahl. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.“*

Das „Wir“ ist eine Ansprache an seine Leser, die er als Partner auf Augenhöhe in der von ihm geschilderten Verhältnisse, die zu verbessern sind, ansehen möchte. Gleichzeitig spürt er, dass dieses „Wir“ nur in seiner Vorstellung existiert. Und so setzt er einen Märchenschlusssatz ans Ende seines Erzählens, als würden die von ihm geschilderten Erlebnisse im *Untergrund* Menschen vorstellen, mit denen sowieso seine Leser kaum in Berührung kommen, so, als gäbe sie es im Grunde gar nicht und seien Ausgeburten dichterischer Fantasie, von denen zu erzählen sein Schreiben unterhaltsamer mache. Denn die Familien mit jahrhundertelangen Stammbäumen überdauern die, auf die sie angewiesen sind und deren Dienste sie sich, wenn es sein muss, auch im *Untergrund* immer wieder bei den unter anderen Bedingungen Nachwachsenden kaufen können. Dieses wechselseitige Aufeinanderangewiesensein kennt keine Balance, funktioniert aber.

2.4 ZWEI ANDERE LITERARISCHE US-KARTOFFELN

[John Williams \(Autor\)](#) (1922-1994) ist erst spät über die USA hinaus bekannt geworden, aber dann im 21. Jahrhundert mit vollem Erfolg europaweit: in Deutschland zum ersten Mal mit „Stoner“⁶⁸ 2013, 1965 veröffentlicht, und dann mit „Butcher’s Crossing“⁶⁹, veröffentlicht 1960 und auf Deutsch 2015. Auch in den USA waren seine Werke über Jahrzehnte nicht mehr zugänglich und verdanken sich weitergegebenen Geheimtipps und der schließlichen Wiederentdeckung, worauf bei „Famous Potatoes“ noch zu warten ist, vielleicht vergeblich.

2.4.1 WILLIAM STONER⁷⁰ ODER DER BEDROHTE ELFENBEINTURM

„Der ein oder andere Student, der den Namen William Stoner liest, mag sich fragen, wer er war, doch geht die Neugier selten über müßige Spekulationen hinaus. Stoners Kollegen, die ihn zu seinen Lebzeiten nicht besonders schätzten, erwähnen ihn heutzutage nur noch selten. Den Älteren bedeutet sein Name eine Erinnerung an das Ende, das sie alle erwartet, für die Jüngeren ist er bloß ein Klang, der ihnen weder die Vergangenheit näher bringt noch eine Person, die sich mit ihnen oder ihrer Karriere verbinden ließe“ (S. 7 f.).⁷¹

Auf einer knappen Seite fasst der Autor zusammen, was es über seinen Protagonisten zu sagen gibt. Dazu gehört vor allem sein Leben, als er, einziger Sohn armer Farmer, als 19-Jähriger 1910 sein Studium an der Universität von Missouri in Columbia beginnt, sie nicht mehr verlässt, um dort erst bei seiner Emeritierung zum ordentlichen Professor ernannt zu werden. Er stirbt, ehe er sein Pensionsalter erreicht hat.

Was ihn als Persönlichkeit ausmacht, wird hingegen eine Angelegenheit des eher leisen Erzählens auf gut 340 Seiten. Zu seinen äußeren Merkmalen gehört, dass die Universität trotz seiner bescheidenen Position seine Welt wird und er eine eigentlich von Anfang an scheiternde Ehe schließt. Er hätte wohl das Zeug zu mehr. Es zu entfalten und anderen gegenüber durchzusetzen hindern ihn aber seine Geradlinigkeit, Standfestigkeit und beständige Treue zu sich selbst, wobei er über die Jahre gestreckt etliche Wandlungen an sich beobachtet. Am besten und dauerhaftesten gelingt ihm

68 Zur Rezeption: [https://en.wikipedia.org/wiki/Stoner_\(novel\)#Reception](https://en.wikipedia.org/wiki/Stoner_(novel)#Reception).

69 Siehe [Butcher’s Crossing](#).

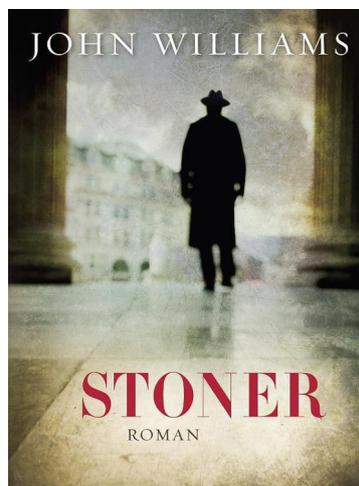
70 Siehe [Stoner \(Roman\)](#).

71 Zitiert wird nach der dtv-Ausgabe: John Williams, *Stoner*, dtv, München⁶2014.

die Rolle seiner Tochter gegenüber. Seit ihrer Geburt kümmert er sich mehr als seine Frau um sie, bis sie ein Schulkind ist. Später ist seiner Frau alles daran gelegen, sie von ihm fernzuhalten. Erste, aber nur kurz andauernde Erfüllung bringt ihm als über 40-Jährigem noch einmal eine Liebesbeziehung zu einer Doktorandin an seiner Universität.

Er selbst würde sich nur schwerlich als besonderen Rollenträger wahrnehmen, der es in den Augen seiner Umwelt auf eine respektierliche Stellung abgesehen hat. Er ist eher introvertiert, hat kein Talent zum Streiten, kann aber Urteile abgeben. Und wenn ihm Ärgerliches widerfährt, macht er es mit sich selbst ab, ohne dass er die Auseinandersetzung sucht.

Hieran mag es liegen, dass sich viele Leser mit ihm identifizieren können, also mit jemandem, den man im Deutschen am ehesten eine „*graue bürgerliche Maus*“ nennen würde, wenn man ihn von außen beurteilt, wie es der Autor einleitend macht. Trotzdem hat er etwas an sich, das ihn in der Handlungsführung des Er-Erzählers zu einem bemerkenswerten Charakter macht. Das ist auch der Fall bei Archer Sloane, dem einzelgängerischen Lehrer von Stoner, der ihm im Unterschied der Mehrzahl seiner Studenten den Weg zur Liebe zur Literatur und zur Entdeckung seiner selbst öffnet.



Dieser Roman über eine *graue bürgerliche Maus* hat in allen einschlägigen Rezensionen und Leseberichten, etwa von [Morris Dickstein](#), [Tom Hanks](#), [Rüdiger Safranski](#) oder [Anna Gavalda](#), hohe Zustimmungswerte. Trotzdem wird man von seinen Lesern nicht von einer „Wir“-Gemeinschaft sprechen können, denn Lesen ist immer nur ein Zwiegespräch des einzelnen Lesers mit seiner Lektüre. John Williams' Leser mögen seine Gestalt auch nicht als *graue bürgerliche Maus*, weil die Schilderung seines Innenlebens und seines Umgangs mit anderen auf sehr nachvollziehbaren Selbstwahrnehmungen und Beobachtungen beruhen. Das heißt, seine Leser können sich mit ihm, der ohne Zweifel ein Einzelgänger ist, genau wegen seiner unverstellten Geradlinigkeit⁷², Standfestigkeit und beständigen Treue zu sich selbst identifizieren, egal, welche mehr oder weniger herausgehobene Rolle sie selbst spielen und welchen Ruf sie in der Öffentlichkeit genießen. Das heißt auch, dass sie im öffentlichen Lob für diesen Roman möglicherweise zu erkennen geben, dass ihre Leseerfahrung völlig von dem von ihnen in der Öffentlichkeit zur Schau gestellten Auftreten abweicht. Es [menschelt](#) eben auch in ihnen.

Dass Einzelgänger als literarische Gestalten ein großes Lesepublikum finden können, ist allen hier vorgestellten Romanen zu eigen, in welchen Zusammenhängen auch immer sie auftreten. In diesen Romanen sind es, ob sie scheitern oder überstehen, immer starke, überzeugende Gestalten, die ihren

⁷² Die Geradlinigkeit muss mit diesem Attribut versehen sein, da eine weitere, später auftauchende Figur und künftiger Vorsitzender des Fachbereichs Englisch, Hollis Lomax, in einem ganz anderen Sinne geradlinig ist, nämlich in der rücksichtslosen Verfolgung seiner ehrgeizigen Ziele, was ihn skrupellos werden lassen kann. Für diese Geradlinigkeit wäre das Attribut „*tückisch*“ angemessen.

Weg gehen, egal, welche *wandelnden Glocken* sie in der säkularisierten Welt einzufangen und zu vergesellschaften oder anschlussfähig zu machen versuchen oder mit welchen Kurven und Umleitungen sie selbst von ihrer Geradlinigkeit episodenhaft abweichen.

„Stoner“ ist ein Roman, der ein ganzes Jugend- und Erwachsenenlebens umfasst, so dass es auch um mehr geht, als einen kennzeichnenden Konflikt zu seiner Charakterisierung auszuwählen, wie das in Jugendliteratur die Regel ist.

Das Erweckungserlebnis für Stoner ist in diesem Roman die Bekanntschaft mit dem Shakespeare-Sonett 73, das der Professor für Englische Literatur Archer Sloane in einer Vorlesung so vorträgt, dass Stoner von dessen Stimmenmodulation gebannt ist:

*„Den späten Herbst kannst du in mir besehen:
Die letzten gelben Blätter eingegangen
An Zweigen, die dem Frost kaum widerstehen,
Und Chorruinen, wo einst Vögel sangen.
In mir siehst Du den späten Tag sich neigen,
Das Dunkel in die graue Dämmerung dringen,
Die Nacht mit ihrer Schwärze langsam steigen
Und Todes Bruder, Schlaf, die Welt umschlingen.
In mir siehst Du die Glut von alten Bränden,
Gebettet auf die Asche besserer Zeiten -
Ein Sterbelager, wo sie muss verenden,
Verzehrt vom Brennstoff eigener Lustbarkeiten.
Siehst Du all dies, wird's Deine Liebe steigern:
Denn was Du liebst, wird Tod Dir bald verweigern.“⁷³*



Das Gedicht erscheint auf Seite 19. Es setzt den Stachel des Todes in das Bewusstsein von Stoner, was es auch bei Archer Sloane gemacht haben mag. Stoner, Sohn armer Farmer und zum Studium der Landwirtschaft für bessere Ernteerträge an die Universität geschickt, ist nur deshalb in Sloanes Vorlesung, weil es die Studienvorschrift so verlangt. Sloane bringt jedoch unversehens Stoner dazu, sein Studienfach im zweiten Semester zu wechseln und sich fortan dem Studium der Literatur zu widmen. Archer Sloane wird zu seinem Mentor, da er in Stoner jemanden, der ihm gleicht, erkennt und ihm zuredet, als Lehrer an der Universität in seinen Fußstapfen zu wirken: „*Es ist Liebe, Mr Stoner*“, erwiderte er fröhlich. „*Sie sind verliebt. So einfach ist das*“ (S. 29).

Aber im Lehrerberuf seine Erfüllung zu finden braucht Stoner einige Zeit.

Zunächst lernt er seine Frau Edith kennen, eine junge, zarte Schönheit aus Columbia, erzogen, wie Töchter der europäischen weißen Gesellschaft aus „*gutem Hause*“ bis weit ins 20. Jahrhundert erzogen zu werden pflegten. Sie heirateten sehr schnell. Wie sich sehr schnell zeigt, wäre ihr Charak-

⁷³ Siehe <http://literaturkritik.de/id/10324>.

ter mit seinen durchschlagenden Eigenschaften und [Abwehrmechanismen](#) nach dem rigiden Erziehungsmodell der Zeit als [neurotisch](#) mit allen Neigungen zur [Prüderie](#) zu bezeichnen.⁷⁴

„Sie begannen ihre Ehe unschuldig, wenn auch auf sehr verschiedene Weise unschuldig. Beide waren sie jungfräulich, und sie wussten um ihre Unerfahrenheit, doch wohingegen der auf einer Farm aufgewachsene William die natürlichen Lebensprozesse nicht weiter bemerkenswert fand, waren sie für Edith unerwartet und ein großes Mysterium. Sie wusste nichts darüber, und etwas in ihr wollte auch nichts darüber wissen. – Wie für so viele Frischvermählte waren ihre Flittertage ein Debakel, doch wollten sie sich dies nicht eingestehen, und auch die Bedeutung dieses Debakels begriffen sie erst sehr viel später“ (S. 87 f.).

So kommt William sehr schnell zur folgenden Einsicht: *„Nach einem Monat wusste er, dass seine Ehe scheitern würde, nach einem Jahr hoffte er nicht mehr darauf, dass es je besser werden würde. Er lernte, mit der Stille zu leben und nicht auf seiner Liebe zu beharren. Wenn er zärtlich mit ihr redete oder sie berührte, wandte sie sich von ihm ab, kehrte sich nach innen und wurde wortlos, erduldeten ihn (...)“ (S. 96).*

Einen bereits distanzierten Blick auf den Scherbenhaufen seiner Ehe hat er nach einer Party, als er das Schlafzimmer betritt, nachdem die letzten Gäste gegangen sind:

„Ihre Kleider lagen unordentlich vor dem Bett, die Decke war achtlos zurückgeschlagen, und Edith lag unbedeckt und im Licht schweißglänzend auf dem weißen, glatten Laken. So nackt ausgestreckt wirkte ihr Körper wollüstig entspannt und glitzerte wie fahles Gold. William trat ans Bett. Sie schlief fest, doch ließ ihn der Lichteinfall glauben, ihr leicht geöffneter Mund formte lautlose Worte der Leidenschaft und Liebe. Lange stand er da, schaute sie an und empfand undeutliches Mitgefühl, zögerliche Freundschaft und vertrauten Respekt, aber auch eine müde Trauer, da er wusste, dass ihr bloßer Anblick nie mehr jene Agonie des Begehrens in ihm auslösen konnte, die er einst gekannt hatte, so wie er auch wusste, dass ihre Nähe ihn nie mehr derart erregen würde, wie sie es einst getan hatte. Dann verklang die Traurigkeit, und er deckte seine Frau sanft zu, machte das Licht aus und legte sich neben sie ins Bett. – Am nächsten Morgen war Edith müde und krank, weshalb sie tagsüber auf ihrem Zimmer blieb. William putzte das Haus und kümmerte sich um seine Tochter“ (S. 128).

Trotzdem liegt Scheidung außerhalb der Reichweite ihrer beider Verhaltensweisen. Sie leben nebeneinander her, William zieht im Haus in ein Zimmer um, das er sich zum Arbeitszimmer herrichtet und wo er auch viel Zeit mit Grace verbringt. Als Ediths Vater stirbt, erlebt Edith eine Art Befreiung. Unmittelbar nach seiner Beerdigung legt sie sich eine neue, aktivere Rolle zurecht: Sie lässt sich das Haar kurz schneiden, kleidet sich neu ein, schminkt sich, raucht und übt eine Sprechweise ein, die sie in ihren Augen emanzipiert erscheinen lässt. Ihr Auftreten gegenüber William wird selbstbewusster. Während er noch den Eindruck hat, ein guter Lehrer geworden zu sein und viele Studenten um sich versammeln zu können, muss er sich darauf einstellen, wie Edith ihm Grace entfremdet und einen größeren Bekanntenkreis um sich bildet, der häufig im Haus verkehrt und auch in die Welt seines Arbeitszimmers einbricht. Edith gelingt es, so viel Druck gegenüber ihm aufzubauen, dass er sein Arbeitszimmer aufgibt und sich in der Universität in seinem kleinen Büro einrichtet, so dass er sich dort auch seinem leidenschaftlichen Lesen und dem Zwiegespräch mit längst toten Autoren und deren literarischen Figuren hingeben kann. Ein neues Buch zu veröffentlichen gibt er allerdings wegen des neuen Ungemachs auf.

Während er noch den Eindruck hat, ein guter Lehrer zu sein, und wirklich auch in einem regen Austauschverhältnis mit seinen Studenten steht, gerät er über einen seiner neu beim ihm aufge-

⁷⁴ Einer der bis in die 1970er Jahre in ganz Europa verbreiteten Autoren war [Hermann Paull](#) (Siehe dazu: [Im Kellerwald und auf dem Zauberberg – In der Liebeslehre bei Richard Wagner, Dr. med. Hermann Paull, Heinrich Himmler und Thomas Mann](#), S. 25-43).

tauchten Studenten in eine Auseinandersetzung mit der Fachbereichsleitung, an deren Ende er vorhat, die Universität zu verlassen und seine Lehr- und Forschungstätigkeit andernorts fortzusetzen. Edith sträubt sich jedoch und möchte in Columbia bleiben, fordert ihn sogar auf, sein Problem an der Universität anders zu lösen. Sie erwartet von ihm ein ähnliches Verhalten, wie es sich in ihrer Ehe eingeschliffen hat: William soll klein begeben. Das würde allerdings bedeuten, dass er sein Berufsverständnis so änderte, dass er sich um seine Ehre und Würde brächte und die Universität zu einer Einrichtung machen würde, wo es nicht um Bildung, sondern um Hochstapelei und Blendwerk ginge.

Worum geht es?

Der neue Student, der an einem seiner bereits ausreichend besetzten Seminare teilnehmen will, ist körperlich behindert, ein „*Krüppel*“. Wegen der Begabung, die sein Doktorvater, der neue Fachbereichsleiter Hollis Lomax, an ihm festgestellt haben will, gibt es allerhand von ihm zu erwarten. Seine schriftliche Seminararbeit und den Vortrag darüber zögert er allerdings so lange hinaus, dass Stoner Zweifel an seiner Qualifikation und Begabung kommen. Sein Geschick besteht darin, seinen Doktorvater zu imitieren. Lomax ist ebenfalls von klein auf körperlich behindert, aber eine beeindruckende Erscheinung voller Ironie. Er verdankt seine Erweckung oder „*Epiphanie*“ (S. 126) dem gleichen Vorgang, den Stoner an sich beobachtet hat: „*durch Worte etwas zu erkennen, was sich in Worten nicht fassen ließ*“ (S. 126). Über den Austausch darüber bei einer Party, allerdings alkoholisiert, glaubt Stoner Lomax nahe gekommen zu sein. Am nächsten Tag verhält Lomax sich aber, als Stoner ihn freundlich grüßt, abweisend, als hätte es den Austausch mit Stoner nie gegeben. Lomax ist zu einem angesehenen und bei seinen Studenten beliebten Universitätslehrer geworden, der durch seine Ausstrahlung und demonstrierte Begeisterung seine Studenten zu begeistern versteht. Das ist es, was seinen Doktoranden Charles Walker zu seinem glühenden Anhänger macht. Nach Lomax Vorbild bringt er sich auch bei Stoner den anderen Studenten gegenüber im Seminar zur Darstellung. Er vermittelt den Eindruck, dass er ihnen allen und auch Stoner überlegen ist. Stoner stellt jedoch bald fest, dass Walker von seinen Voraussetzungen her, nämlich sich in englische Literatur und ihre Geschichte eingearbeitet und genügend Kenntnisse erworben zu haben, nicht geeignet ist, eine universitäre Karriere mit dem Doktorgrad einzuschlagen. Auf Nachfragen nach seinem Kenntnisstand reagiert er ausweichend und lenkt ab, indem er über anderes, in dem er sich spezialisiert auskennt, zu schwadronieren beginnt.

Stoner lässt ihn in seinem Seminar durchfallen, worauf Walker sofort mit Drohungen reagiert. Es kommt zu einem Prüfungsgespräch vor einem ausgewählten Kollegenkreis, zu dem auch Lomax gehört. Lomax legt sich so ins Zeug für Walker, dass er meint, alle falschen oder ausweichenden Antworten Walkers auf die Fragen der zwei anderen Prüfer, Stoners und eines jüngeren Professors, interpretierend für ihn zurechtrücken und seine zwei Kollegen ins Unrecht setzen zu können, indem er vor allem Stoner Böswilligkeit unterstellt. Stoner bleibt bei seinem Urteil „*durchgefallen*“, weil Walker offenkundig versagt. Wenn er sich vorstellt, Walker als künftigen Kollegen in seinem Fachbereich tätig zu sehen, kommen ihm alle Kriterien, nach denen Forschung und Lehre betrieben werden müssen, in Frage gestellt vor. Eigentlich stimmen Stoner alle Kollegen zu, aber Lomax will sich nicht geschlagen geben, so dass er alle institutionellen Mittel ausnutzt, sich und Walker ins Recht zu setzen. Die Universitätsleitung fürchtet Schaden für das Ansehen und die Teilung des Lehrpersonals in Parteien. Walker bekommt schließlich das Urteil „*bestanden*“.

Die Folgen für Stoner zeigen sich im nächsten Semester: Lomax als Fachbereichsleiter teilt Stoner die unbeliebtesten Anfängerkurse zu, nichts darüber hinaus, zudem in einem Stundenplan über jeden ganzen Tag mit großen Pausen auf die ganze Woche verteilt. Stoner fügt sich, versucht sogar in Erinnerung an ihren Austausch bei der Party wieder Einvernehmen mit Lomax herzustellen, so dass sie kollegial miteinander umgehen können. Aber Lomax erweist sich als unnachgiebig hart.

Stoner gibt auf. Sein kleiner Triumph besteht darin, dass er als Motor für Lomax' Haltung Scham meint erkannt zu haben (S. 224). Über zwanzig Jahre werden sie nicht mehr miteinander sprechen, obwohl sie es in Sitzungen immer wieder miteinander zu tun bekommen. Seine Kollegen fragen sich zwar, was zwischen Lomax und Walker für ein Band besteht, dass er sich so für ihn eingesetzt hat, aber keiner bekennt sich zu Stoner, obwohl alle wissen, dass er im Recht war. So funktioniert die Universität als Institution: Stoner gerät in die Isolation. Auch die Studenten registrieren, dass Stoner eine Niederlage hat einstecken müssen, und wissen nicht mehr, wie sie sich ihres eigenen Fortkommens wegen ihm gegenüber verhalten sollen. Auch sie gehen auf Distanz.

Stoner verfällt in eine lähmende Lethargie. *„Er fand ein ebenso grimmiges wie ironisches Vergnügen an der Möglichkeit, ihn habe jenes bisschen Bildung, das er sich erworben haben mochte, zu folgender Einsicht geführt: Letzten Endes war alles, selbst das Studium, das ihm dieses Wissen ermöglichte, sinnlos und vergeblich und gerann zu einem unabänderlichen Nichts“* (S. 227).

Immer wieder fällt ihm sein Kommilitone Dave Masters ein, der im Unterschied zu Stoner in den Ersten Weltkrieg zog, nachdem er keine Gründe geltend gemacht hatte, der Einberufung nicht zu folgen. Gleich bei seinem ersten Einsatz in Frankreich wurde er getötet. Dave ging in den Krieg nicht aus Begeisterung wie viele andere, sondern aus irgendeiner Todessehnsucht heraus, weil er auf Erden nichts fand, was ihm half.⁷⁵ Die drückte er bereits als Freund von Stoner aus: *„Ach‘, sagte Masters und lehnte sich zurück. ‚Ich bin zu klug für diese Welt und kann den Mund nicht halten; gegen dieses Gebrechen ist kein Kraut gewachsen. Also muss ich dort⁷⁶ eingesperrt werden, wo ich gefahrlos unverantwortlich sein, wo ich keinen Schaden anrichten kann. Er beugte sich erneut vor und lächelte sie an. ‚Wir sind alle arme Thomas, und uns friert’s.‘ ‚König Lear‘, sagte Stoner ernst. ‚Dritter Akt, vierte Szene‘, ergänzte Masters. ‚Und so hat die Vorsehung, die Gesellschaft oder das Schicksal – welche Bezeichnung ihr auch bevorzugt – diese armselige Bleibe für uns geschaffen, auf dass wir uns dorthin vor jeglichem Unwetter flüchten können. Unseretwegen gibt es die Universität, für die Enteigneten der Welt, nicht für die Studenten und nicht für das selbstlose Streben nach Wissen, auch nicht aus einem der anderen Gründe, die man euch nennen mag. Wir teilen die Gründe aus und lassen einige Gewöhnliche ein, jene, die in der Welt bestehen könnten, doch geschieht das bloß zur Tarnung. Wie die Kirche im Mittelalter, die sich keinen Deut um Laien oder gar um Gott scherte, haben wir unsere Vorwände, die es uns zu überleben gestatten. Und wir werden überleben – denn das müssen wir.‘ Finch (– der zweite Freund –) schüttelte bewundernd den Kopf. ‚Du lässt uns wirklich schlecht aussehen, Dave.‘ ‚Vielleicht‘, sagte Masters. ‚Doch schlecht wie wir sind, sind wir doch besser als jene draußen im Schmutz, die armen Dreckskerle der Welt. Wir fügen keinen Schaden zu, wir sagen, was wir wollen, und werden noch dafür bezahlt; das ist ein Triumph der natürlichen Tugend oder kommt ihm doch zumindest verdammt nahe.‘ Gleichgültig lehnte sich Masters vom Tisch zurück, als interessierte ihn nicht länger, was er gerade gesagt hatte. Gordon Finch räusperte sich. ‚Tja, nun‘, sagte er in ernstem Ton. ‚Es mag was dran sein an dem, was du sagst, Dave, aber ich finde, du gehst zu weit. Ganz ehrlich.‘ Stoner und Masters lächelten einander an, doch sie erörterten diese Frage an jenem Abend nicht weiter. Noch Jahre später erinnerte sich Stoner aber in den seltsamsten Augenblicken an das, was Masters gesagt hatte, (...) gewährte ihm einen flüchtigen Blick auf die zersetzende, unverdorbene jugendliche Bitterkeit“ (43 f.).*

Archer Sloane war wie erstarrt, als er die Begeisterung zur Kenntnis nahm, mit der auf dem Campus der Kriegseintritt der USA begrüßt wurde. Schließlich äußert er sich empört, als Stoner bei ihm ins Büro tritt. Er war anders angesprochen als Stoner, der einfach mit der Begeisterung seiner Kommilitonen

⁷⁵ Siehe weiter vorn, S. 55 f. – Dave Masters ist jemand, für den es im falschen Leben kein richtiges geben kann. Er erinnert an Mikke und ist das, was man in der [Temperamentenlehre](#) einen [Melancholiker](#) nannte, geprägt vom [Taedium vitae](#).

⁷⁶ Er meint die Universität.

tonen nichts anfangen konnte, weil seine Studien ihn ganz gefangen nahmen. Sloane aber erfüllt alles, was an Krieg nur erinnert – er hat seinen Vater im amerikanischen Bürgerkrieg verloren – mit Abscheu. Der Krieg „tötet etwas in einem Volk, das nie mehr wiederbelebt werden kann. Und wenn ein Volk genügend Kriege mitmacht, bleibt schließlich nur das Biest übrig, jene Kreatur, die wir – Sie und ich und andere wie wir – aus dem Schlamm heraufbeschworen haben“ (S. 49).

Nun hat er in seiner Auseinandersetzung mit Lomax und seinem Schüler den Schmutz von draußen erlebt und die *Dreckskerle*, von denen Masters gesprochen hatte.

Aus der Lethargie wird er von einer Doktorandin befreit, die einmal sein Seminar besucht hat. Sie hat sich in Stoner verliebt. Auch Stoner ist ihr zugetan, kann es aber so wenig zeigen wie die Studentin, Katherine Driscoll, trägt aber zu ihrer Dissertation bei, was er von sich aus für geeignet hält. Als er beginnt, sie in ihrer Wohnung in der Stadt aufzusuchen, erklären sie bald einander ihre Liebe.

Für Stoner bringt sie viel: „Als William Stoner sehr jung war, hatte er die Liebe für einen vollkommenen Seinszustand gehalten, zu dem Zugang fand, wer Glück hatte. Als er erwachsen wurde, sagte er sich, die Liebe sei der Himmel einer falschen Religion, dem man mit belustigter Ungläubigkeit, vage vertrauter Verachtung und verlegener Sehnsucht entgegensehen sollte. Nun begann er zu begreifen, dass die Liebe weder Gnade noch Illusion war; vielmehr hielt er sie für einen Akt der Menschwerdung, einen Zustand, den wir erschaffen und dem wir uns anpassen von Tag zu Tag, von Augenblick zu Augenblick durch Willenskraft, Klugheit und Herzensgüte“ (S. 246).

Aber ihre Beziehung wird nach knapp zwei Semestern, in denen sie eine erfüllte Liebe leben, von außen eingetrübt und dann endgültig zerstört. Nicht von seiner Frau, die zu seinem Erstaunen von Anfang an weiß, was ihr Mann treibt, ohne daran Anstoß zu nehmen, es vielmehr für die selbstverständliche Angelegenheit älterer Männer hält, sich auf junge Frauen einzulassen. Sondern Lomax, der Stoner hasst, verweist Katherine Driscoll des Rufes halber von der Universität. Beide wissen, dass es jenseits dessen, was sie miteinander geteilt haben, nur ein ganz anderes gemeinsames Leben gäbe, in dem, bedingt durch die Umstände, sich in neue Verhältnisse einleben zu müssen, nichts mehr von dem bliebe, was ihre Liebe zu dem gemacht hat, was sie in Columbia ist. So bricht Katherine schon insgeheim, ohne dass sie Stoner etwas sagt, nach einem letzten Zusammensein ihre Zelte in Columbia ab und zieht weg, ohne dass Stoner weiß, wohin.

In ihrer Liebe und ihrem Ende erfüllt sich etwas von dem, was Shakespeare in seinem Sonett ausdrückt. Stoner weiß, „dass ein Teil von ihm dem Tode nahe genug war, um seiner Ankunft beinahe gelassen entgegensehen zu können“ (S. 268).

In den Sommersemesterferien erkrankt er. Als das Wintersemester beginnt, sieht er gealtert aus, erteilt aber gewissenhaft seinen Unterricht. Von seinen Vorfahren hat er das Wissen geerbt, sein unbeachtetes, hartes Leben stoisch zu ertragen und es sich zur Devise zu machen, „einer erdrückenden Welt ein ausdrucksloses, hartes, düsteres Gesicht zu zeigen“ (271 f.). Dabei ist ihm bewusst, dass er im Gegensatz zu vielen anderen mit ähnlichem Leben „die erbärmliche Sicherheit des Festangestellten einer Institution“ genießt.

Doch damit hat es nicht sein Bewenden. Er spürt angesichts des sich zusammenbrauenden Unglücksgeschehens in Europa – Spanischer Bürgerkrieg, Hitler – einen neuen Impuls, seine Lehrtätigkeit fortzusetzen und seine Position als Seniorprofessor gegen Lomax bei seiner Unterrichtsgestaltung bei den Erstsemestern eigenwillig durchzusetzen. Studenten beschwerten sich bei Lomax über den zu hohen Anspruch. Ohne dass Lomax mit ihm zu sprechen wagt, erhält er im neuen Semester seinen alten Lehrplan zurück, was Stoner mit amüsiertes Verachtung quittiert (S. 287).

Der Zweite Weltkrieg beeinträchtigt ihn, nicht ganz so, wie der erste Archer Sloane in seinem Büro zum Weinen gebracht hatte. Er bricht auch in Grace' junge Ehe ein. Ihr Ehemann wird auf einer

pazifischen Insel im Kampf gegen die Japaner getötet, so dass sie ihren Sohn, dessentwegen die Ehe zustande kam, allein erziehen muss. Stoner bemerkt bald bei einem ihrer Besuche aus St. Louis, dass sie trinkt. Nach dem Krieg wieder einmal zu Besuch ohne ihren Sohn, den sie angefangen hat ihren Schwiegereltern zu überlassen, spricht sie nachts, als Edith schon zu Bett gegangen ist, mit ihrem Vater, während sie ein Glas nach dem anderen in sich hineinschüttet. Er erfährt, wie er es sich schon gedacht hatte, dass sie die Schwangerschaft bewusst angezielt hatte, weil sie es im Elternhaus nicht mehr ausgehalten hat. Sie sei ein Nichts, das nur im Trinken noch spüre, dass sie lebe.

Auf eigenartige Weise bringt das Kriegsende jedoch eine neue Erfahrung in seinem Beruf. Die aus dem Krieg zurückgekehrten jungen Männer sind von einer Ernsthaftigkeit und Aufgeschlossenheit fürs Lernen, wie er es bisher noch nicht erlebt hat, so dass das Lehren und seine Berufsarbeit für ihn zu einer ungewohnten Erfüllung für ihn werden. Stoner meint sogar, dass er sich nun endlich allein über sein Tun definieren könne. Denn das Zusammenleben mit Edith beeinträchtigt ihn nicht mehr. Alles, was sie versucht, um sich störend in sein Leben einzumischen, prallt an ihm ab und lässt ihn gleichgültig.

1949 erfährt er, dass Katherine Driscoll ein Buch publiziert hat. Sie lehrt in Massachusetts und lebt allein. Als er das Buch gekauft hat und in Händen hält, sieht er die Widmung „Für W. S.“ und liest es ohne abzusetzen durch. Er fühlt sich wieder von der Leidenschaft ergriffen, die ihn sein Leben lang aufbrechend und wieder verblassend begleitet hat, *„eine Leidenschaft weder des Verstandes noch des Fleisches, sondern vielmehr eine Kraft, die beides umschloss, als seien sie zusammen nichts anderes als der Stoff, aus dem die Liebe ist, ihre ganz spezifische Substanz. Angesichts einer Frau, eines Gedichts sagte sie einfach: Sieh her! Ich lebe“* (S. 314 f).

Deshalb fühlt er sich eigentlich auch noch nicht alt, als er registriert, dass er auf die sechzig geht. Er würde gern seine Arbeit bis zum 67. Geburtstag fortsetzen. Lomax drängt aber über die Universitätsleitung darauf, dass er seine Emeritierung mit 65 akzeptiert. Stoner weigert sich, so dass es zu einem Gespräch kommt, bei dem er möchte, dass Lomax ihm direkt sagt, wie er bei seinen Planungen mit Stoner umgehen möchte. Dieser beharrt darauf, Stoner mit 65 in den Ruhestand zu schicken. Es würde eine feierliche Verabschiedung anberaumt werden, in der Stoner noch zum ordentlichen Professor ernannt und für seine Verdienst gewürdigt würde. Stoner lässt sich jedoch von seinen Absichten nicht abbringen, richtet sich direkt an ihn, der es bis dahin vermieden hat, ihn anzusehen oder anzusprechen, und sagt: *„Sie sind ein guter Mensch, denke ich, jedenfalls ein guter Dozent, andererseits aber sind Sie auch ein ignoranter Dreckskerl“* (S. 319 f.).

Es kommt dann aber anders: Stoner erkrankt so schnell und schwer an bösartigem und nicht mehr aufzuhaltendem Krebs, dass er die Universität und seinen Beruf vorzeitig aufgeben muss. Es kommt noch zu einer Verabschiedungsfeier, wie sie Lomax beschrieben hat. Er spricht, von seinem Amt, den Anwesenden und des Anlasses wegen gezwungen, sogar anerkennende Worte für Stoner. Der allerdings ist von Schmerzmitteln so betäubt, dass er kaum noch etwas mitbekommt und die von ihm erwartete Abschiedsrede sehr kurz ausfällt. Als alle wieder auseinandergehen, hat er das Gefühl, schon wie ein Fremder betrachtet zu werden.

Sein Verfall schreitet sehr schnell voran. Edith ist es am Schluss, die ihn zu Hause in seinem kleinen Zimmer pflegt. Die Bestandsaufnahme seines Lebens, die er sich zu machen bemüht, fällt unklar aus. Wenn man, wie er denkt, von außen gesehen sein Leben als gescheitert ansehen würde, so ist ihm das jedoch zu wenig. Allerdings fragt er sich, was er erwartet und was sich davon erfüllt habe, so dass der Zweifel überwiegt. In den letzten Augenblicken seines Bewusstseins empfindet er jedoch eine Sanftheit, ein Gefühl der eigenen Identität überkommt ihn mit plötzlicher Kraft; *„er fühlte seine Macht. Er war er selbst, und er wusste, was er gewesen war“*.

Vor dem Leser entfaltet sich in Stoners Geschichte ein reiches Leben, das er mit Spannung verfolgt. Geriete man mit ihm ins Zwiegespräch und würde sich vorstellen, ihn zu fragen, ob er nicht den Eindruck habe, in der falsch eingerichteten Welt kein richtiges Leben geführt haben zu können, so wäre sicher keine eindeutige Antwort von ihm zu erwarten. So wenig, wie er auf dem Sterbebett sein Leben einzuschätzen weiß, außer dass er er selbst war und „wusste, was er gewesen war“. In aller Sanftheit ist er einverstanden mit sich selbst. Das heißt, sein Leben war *richtig*, weil das *falsche* keine Macht über ihn gewinnen konnte, außer dass er an „die erbärmliche Sicherheit des Festangestellten einer Institution“ gebunden war.

Im Sinne Cottonwoods könnte man ihn eine „Kartoffel“ nennen, obwohl er nicht zu der Figurenkonstellation passt, die William Crusoes Welt ausmacht. Denn sein unauffälliges Leben ist nicht von steter Unrast erfüllt, sondern ganz ortsfest und an einen respektablen Beruf gebunden. Stoner bleibt bescheiden. Lomax' Scham zeigt, wie sehr er Stoner eigentlich anerkennt. Aber Lomax kann nicht über seinen Schatten springen, weil er nicht darauf setzt, aus sich das zu machen, was man einen *guten* Menschen nennt, sondern aus Schwäche, die Stoner in ihm erkennt, meint, auf Stärke setzen zu müssen. Stoner kann sich ihm gegenüber souverän und autonom verhalten, weil er in Lomax einen kennen gelernt hat, der so ist wie er, aber sich nicht zu sich selbst bekennen kann. In diesem Blickwinkel führt Stoner ein *richtiges* Leben, wie sehr er am *falschen* Lebendigsein seiner Umwelt leidet. Dieses falsche Lebendigsein inkarniert sich am meisten in seiner Frau, anders in Lomax, am wenigsten in der Welt seiner Bücher und in dem, was die Universität sein könnte, sie aber für Dave Masters und seine *zersetzende, unverdorben jugendliche Bitterkeit* nicht ist,⁷⁷ nämlich ein fast klösterlicher Ort, zwar nicht der Gottesliebe, sondern für Stoner einer, in dem *eine Leidenschaft weder des Verstandes noch des Fleisches, sondern vielmehr eine Kraft, die beides umschließt, sich entfalten kann, als seien sie zusammen nichts anderes als der Stoff, aus dem die Liebe ist, ihre ganz spezifische Substanz. Angesichts einer Frau, eines Gedichts sagt sie einfach: Sieh her! Ich lebe.*

Was immer eine Universität sein kann oder sein sollte, in der kolonialisierten Lebenswelt kommen ihr ganz andere Aufgaben zu, nämlich Leistung zu erbringen, effektiv zu sein und sich im Wettbewerb um Forschungsgelder nationalem und internationalem Ranking zu unterwerfen. Kein Platz mehr für Menschen mit einem Verständnis wie dem Stoners, der seine Verachtung sich selbst gegenüber artikulieren kann, wenn er sieht, dass er von Licht, Luft, Sonne und seiner Leidenschaft nicht leben kann, sondern sich im Unterschied zu einer cottonwoodschen Kartoffel dem Status eines Festangestellten unterworfen hat.⁷⁸

Hier soll aber nicht vergessen werden, dass Willy Crusoe seinem Vater dankbar dafür ist, dass er ihm 2000 \$ zugesteckt hat. Dollars sind ihm so unentbehrlich, dass er sich unterwegs immer wieder verdingen muss, etwa für 3 Dollar zum Schneeräumen vor einem Wohnhaus. Schließlich mussten sich auch die Wüstenväter ernähren. Wenn sie von ihren Säulen nicht mehr herabsteigen wollten, musste ihnen Nahrung von Ernährern gebracht werden. Aber dem Gestank des Stoffwechsels kann die Kreatur eben nicht enttrinnen, auch nicht der Mensch, wenn er seine Arbeit gegen Geld einwechselt. Nicht von ungefähr haftet diesem letzten Wechsel etwas von Prostitution an.

77 S. 56: „Dachte Stoner an Masters, sah er in ihm einen *Catull* oder einen sanfteren, lyrischeren *Juvenal*, einen Exilanten im eigenen Land; und sein Tod wurde für ihn zu einem weiteren Exil, seltsamer und dauerhafter, als er es je gekannt hatte.“

78 Es sei an Dave Masters zynische Aussage erinnert: „Wir fügen keinen Schaden zu, wir sagen, was wir wollen, und werden noch dafür bezahlt; das ist ein Triumph der natürlichen Tugend oder kommt ihm doch zumindest verdammt nahe.“ Oder an Adornos Feststellung von 1944 im ersten Essay des ersten Teils der „*Minima Moralia*“: „Die Beschäftigung mit geistigen Dingen ist mittlerweile selber ‚praktisch‘, zu einem Geschäft mit strenger Arbeitsteilung, mit Branchen und *numerus clausus* geworden. Der materiell Unabhängige, der sie aus Widerwillen gegen die Schmach des Geldverdienens wählt, wird nicht geneigt sein, das anzuerkennen.“

2.4.2 WILLIAM ANDREWS ODER „WORSTWARD HO“ MIT OFFENEM ENDE

Eigentlich hatte Stoners Umgebung außer Archer Sloane damit gerechnet, dass er sich zum Kriegseintritt der USA 1915 zum Einsatz melden würde. Aber er war nicht ansprechbar, zumal patriotische Gefühle ihm völlig fernlagen. Die trieben Gordon Finch an, aber nicht Dave Masters, der sich trotzdem meldete. Auf den Zweiten Weltkrieg, für den eingezogen zu werden Stoner schon zu alt war, reagiert er folgendermaßen:

„Die Kriegsjahre flogen vorbei und Stoner überstand sie, wie er einen peitschenden, unerträglichen Sturm überstanden haben würde, den Kopf gesenkt, die Kiefer zusammengepresst, die Gedanken einzig auf den nächsten Schritt gerichtet und den nächsten und den nächsten. Trotz stoischer Duldsamkeit und sturen Voranschreitens über Tage und Wochen hinweg war er jedoch ein zuinnerst zerrissener Mann. Ein Teil von ihm schreckte in instinktivem Entsetzen vor der täglichen Sinnlosigkeit zurück, dem Übermaß an Zerstörung und Tod, mit dem Herz und Verstand unerbittlich konfrontiert wurden; wieder einmal sah er den Fachbereich dezimiert, sah junge Männer die Seminarräume verlassen, sah den gequälten Blick in den Gesichtern jener, die blieben, und sah in ihren Augen den langsamen Tod des Herzens, den bitteren Verschleiß von Mitgefühl und Fürsorge. Ein anderer Teil von ihm aber fühlte sich von ebenjenem Inferno außerordentlich angezogen, vor dem er zugleich zurückschreckte. Er entdeckte in sich eine Fähigkeit zur Gewalt, von der er bislang nichts geahnt hatte: Er sehnte sich danach, dabei zu sein, sehnte sich nach dem Geschmack des Todes, der galligen Freude des Zerstörens, dem Geruch des Blutes. Er empfand Scham und Stolz, vor allem aber eine bittere Enttäuschung über sich selbst sowie über die Zeiten und Umstände, die ihn möglich machten.

Woche um Woche, Monat um Monat zogen die Namen der Toten an ihm vorbei. Manchmal waren es bloß Namen, an die er sich wie aus ferner Vergangenheit erinnerte, manchmal konnte er ein Gesicht damit verbinden, manchmal eine Stimme, ein Wort.

Trotz allem hörte er nicht auf zu unterrichten und zu studieren, obwohl es ihm manchmal vorkam, als krümmte er den Rücken vergebens gegen den peitschenden Sturm und wölbte die Hände gänzlich unnötig um sein letztes armselig flackerndes Streichholz“ (S. 308 f.).

Was sich hier abspielt, ist Kopftheater, aber ein sehr ehrliches. Scham darüber und Stolz darauf überschneiden sich und charakterisieren Stoner als jemanden, dessen Gedankenwelt sich durchaus vom Geschmack des Todes und der Lust am Zerstören im Krieg anstecken lässt. Aber es fehlt ihm alles, um das umzusetzen.

Das ist in dem 5 Jahre älteren, für mich sehr schönen Roman „Butcher’s Crossing“ bei der Hauptgestalt William Andrews anders. Mit dem „Wilden Westen“ und seiner Anziehungskraft kommt hier Gewalt ins Spiel. [Gabriele von Arnim](#) stellt John Williams Roman von 1960 im „Deutschlandfunk“ am 15. 04. 2015 unter der Überschrift „Die Faszination des Tötens“ so vor:

„(...)

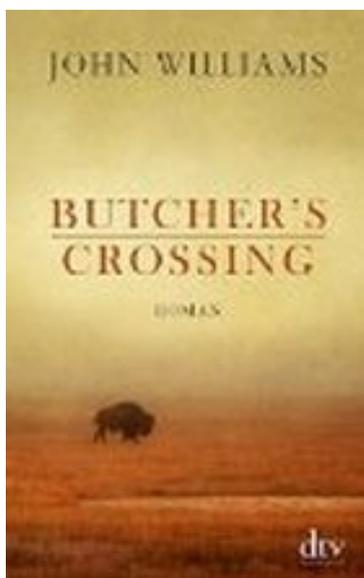
Der Harvard-Student William Andrews glaubt (...) im Gegensatz zu Stoner, das Geheimnis seines vagen Verlangens im Abenteuer der Wildnis finden zu können. Und so unternimmt er Ende des 19. Jahrhunderts eine beschwerliche Reise in eine dürftige kleine Stadt in Kansas, in der vor allem Büffeljäger und Huren zu Hause sind. Bald schon beschließt er, einen Jäger mit seinem bizarren Faktotum und einen angeheuerten Häuter auf Büffeljagd zu begleiten, und sie machen sich auf den Weg ins Ungewisse. Denn Miller, der Jäger, hat die Herde, die er finden will, seit fast zehn Jahren nicht gesehen. Nach einem nervenzerreibenden Treck erreichen sie Colorado, reiten hinein in ein unberührtes, stilles Tal von überwältigender Schönheit und finden eine riesige Büffelherde.

Miller triumphiert. Und mutiert. Vom Jäger zum Schlächter, der aus der Jagd ein Gemetzel macht. Das einst so stille Tal hallt wider von den Schüssen aus Millers Gewehr. Bald verwesen Tausende von abgeschlachteten und abgezogenen Büffelkadavern auf sanften Wiesen. Und mittendrin unser

staunender Jungheld. Der so entsetzt wie gefangen ist, so willig mitmacht wie voller Abscheu sich zusieht dabei. Und doch auch das erhebende Gefühl hat, noch nie etwas so Existenzielles erlebt zu haben. (...)

Heraufbeschworen und grässlich decouvriert wird hier der große amerikanische Mythos von der Verheißung der Freiheit, vom Abenteuer des Wilden Westens, von der Sehnsucht nach der Erfüllung als Mensch. Williams ist ein Meister der filigran präzisen Menschenbesichtigung, der seinen Figuren nicht nur aufs Maul schaut, sondern mit unerbittlicher Klarheit auf jeden Schritt, jede Geste, jede Mimik. Ihren Gleichmut wie ihre Entgleisungen mit nüchterner Schonungslosigkeit in ein dichtes Wortnetz flicht, in dem man auch als Leser alsbald gefangen ist. Williams beschreibt das wilde Töten so minutiös und asketisch distanziert, dass einem als Leser kein Schlupfloch bleibt, keine Möglichkeit, sich davonzustehlen aus dem Entsetzen über die Spezies Mensch.

Da Miller nicht aufhören kann zu töten, werden die Männer vom frühen Winter überrascht – und das Drama nimmt seinen Lauf. William Andrews überlebt. Ahnt nun, dass es wohl Eitelkeit war, sein unveränderliches Selbst dort finden zu wollen und fragt sich verstört, ob das Böse denn in jedem lauere. Er ist sich erschreckend näher gekommen. Doch zurück nach Hause will er nicht. Und so macht unser Held sich wieder auf den Weg und reitet alsbald ohne Hast in eine ungefähre Richtung davon.⁷⁹



Es liegt nahe, hier an [Die Abendröte im Westen](#) (1985; dt. 1996) von [Cormac McCarthy](#) zu denken. Das ist jedoch ein wesentlich düsterer Roman, wenn es zum Büffelgemetzel noch eine Steigerung gibt, nämlich Indianer wie Tiere zu jagen und ihnen den Skalp abzunehmen, für den es staatliche Prämien gab.⁸⁰ William Andrews kommt anders und besser davon als Cormac McCarthys Hauptfiguren. Sie ragen nicht so ins Überzeitliche und Mythische, weshalb der Roman McCarthys auch mit [Moby-Dick](#) verglichen wurde.

William Andrews ist ein Suchender und ein von der Kultur der Ostküste und von seinen sechs Semestern Studium in [Harvard](#) Ermüdeter. Er ist allerdings zu einer anderen Zeit, nämlich um 1870 herum, ein anders Suchender als Willy Crusoe hundert Jahre später, folgt aber einem ähnlichen Antrieb, nämlich es in der in den USA geschaffenen Zivilisation nicht mehr auszuhalten und in Freiheit jenseits abgesicherter Strukturen zu leben. Da der „Wilde Westen“ genau das darstellt, was für Europäer Kolonisation bedeutete, aber in

Kolonialismus mündete, konnte Alexis de Tocqueville, selbst überzeugter Kolonialist und die Kolonisation Algeriens befürwortend, sagen: „Die Kolonien aller europäischen Völker zeigen dasselbe Schauspiel. Die Rolle des Individuums ist nicht etwa kleiner, sondern überall größer als im Mutterland. Seine Handlungsfreiheit wird weniger eingeschränkt.“⁸¹

Im Unterschied zum auf Siedlung erpichten, erobernden Kolonialisten geht es Andrews zunächst um den Geschmack der Freiheit. Der Osten ist ihm als Zwangskostüm noch zu nahe, als dass er es auf Sesshaftigkeit abgesehen hätte. Deshalb reizt ihn auch das Angebot eines Fellgerbers und -händlers nicht, als er am Rand der Prärie angekommen ist: „*bleiben Sie bei mir. Ich führe Sie auf den*

79 http://www.deutschlandfunkkultur.de/roman-butcher-s-crossing-die-faszination-des-toetens.1270.de.html?dram:article_id=317110.

80 Noch in dem in Vietnam von den US-Amerikanern dem Vietcong gegenüber praktizierten [Body Count \(Krieg\)](#) spiegelt sich davon etwas. In Algerien schnitten französische Kolonialisten den Arabern Köpfe, Nasen oder Ohren als Trophäen ab. Siehe dazu Aimé Césaire, [Über den Kolonialismus](#), Wagenbach, Berlin, 1968, S. 20.

81 Zitiert bei Domenico Losurdo, [Freiheit als Privileg. Eine Gegengeschichte des Liberalismus](#), PapyRossa, Köln 2010, S. 302.

richtigen Weg. Das Land hier draußen kann jeder für sich beanspruchen. Sie brauchen bloß im staatlichen Liegenschaftsamt Ihren Namen auf ein Stück Papier zu setzen“ (S. 24).⁸²

Schaute man sich nach Vorbildern für das um, wonach William Andrews der Sinn steht, könnte einem der argentinisch-britische Schriftsteller und Naturforscher [William Henry Hudson](#) (1841-1922) einfallen. Der sagte: *„Je weniger ich an einen Ort gebunden bin und je weniger ich besitze, desto freier und leichter fühle ich mich.“⁸³*

William Andrews drückt sich versuchsweise so aus:

„Es war ein Gefühl, ein Drang, den er benennen musste, obwohl er wusste, was immer er auch sagte, es wäre letztlich doch nur ein anderes Wort für die Wildheit, nach der er suchte. Es ging ihm um Freiheit und das Gute, um Hoffnung und eine Lebenskraft, die allem Altbekanntem in seinem Leben zu unterliegen schien, das weder frei noch gut oder lebendig war. Was er suchte, war das, was seine Welt nährte und sie erhielt, eine Welt, die sich stets ängstlich von ihrer Quelle abzuwenden schien, statt danach zu suchen, so wie das Präriegras um ihn herum faserige Wurzeln in die satte, dunkle Feuchte schickte, in die Wildnis, und sich so erneuerte, Jahr um Jahr. Plötzlich kam ihm mitten in dieser großen weiten, so geheimnisvollen und menschenleeren Prärie das Bild einer [Bostoner](#) Straße in den Sinn, mitsamt Kutschen und Spaziergängern, die unter dem Gewölbe der in gleichmäßigem Abstand gepflanzten Ulmen mühselig ihren Tagesgeschäften nachgingen, Bäume, die man, wie es schien, dazu gebracht hatte, direkt aus dem Pflaster der Bürgersteige und Straßen zu wachsen; ihm kam das Bild hoher Gebäude in den Sinn, dicht an dicht, mit ihren von Rauch und Stadtdreck überzogenen, reich verzierten Quadern; ihm kam das Bild des Charles' in den Sinn, jenes Flusses, der sich durch gepflügte Äcker wand, vorbei an Dörfern und Städten, um den Unrat von Mensch und Stadt hinaus in die große Bucht zu spülen“ (S. 26 f.).⁸⁴

Wenn er aus seinem glaslosen Hotelfenster auf die zusammengezimmerte Präriestadt Butcher's Crossing, bewohnt von Jägern und ein paar Huren, schaut, geht sein Blick von Osten nach Westen und gibt noch einmal in Naturbildern wieder, was ihm in Worten auszudrücken schwerfällt: *„Blickte er zum Horizont, sah er ihn flimmern in der aufsteigenden Tageshitze; am späten Nachmittag dann, wenn Wind aufkam, wurde der Strich undeutlich, verschmolz mit dem Himmel, und gen Westen streckte sich ein unbestimmtes Land, dessen Grenzen und Ausmaße unfassbar blieben. Legte sich das nächtliche Dunkel darüber, das aus einer Helle hervorkroch, welche wie glühende Kohle im dunstigen Westen versank, schien sich die kleine, ihn umgebende Stadt zusammenzuziehen, während die Dunkelheit sich ausdehnte (...“ (S. 55).*

82 Zitiert nach John Williams, *Butcher's Crossing*, dtv, München 2016. – Dieser Vorschlag beinhaltet genau das, was der weiße Europäer sich gegenüber den „Wilden“, hier: den Indianern herauszunehmen berechtigt sah. Nach Tocqueville fehlten ihnen genau die Besitztitel auf das von ihnen bewohnte, aber nicht besiedelte Land, weshalb der Europäer es ihnen skrupellos wegnehmen und mit einem Zaun versehen konnte. Indianer waren nicht die „Besitzer“ (!) des Landes, weshalb sie auch behandelt wurden, als gäbe es sie gar nicht. So dachte man in Europa in Gestalt der Deutschen auch seit dem Mittelalter bis ans Ende des Zweiten Weltkrieges die längste Zeit gegenüber den Slawen.

83 Siehe dazu [Terroristen im Welttheater \(Ricardo Piglia, „El camino de Ida“ / dt. „Munk“\)](#), S. 6-8, 10, 17.

84 Es sei hier an einen etwas späteren deutschen Zeitgenossen erinnert: [Paul Schultze-Naumburg](#) (1869-1949). Der pflegte ein Weltbild, das ihn für den argentinisch-deutschen [Richard Walther Darré](#) zum Zitieren in „Neuadel aus Blut und Boden“ (1930) anziehend machte: *„Es wird eine Zeit kommen, in der man erkennt: der Mensch lebt nicht von Pferdestärken und Werkzeugen allein. Es gibt auch Güter, die er daneben nicht entbehren will und kann. Und er wird haushalten lernen, und er wird das eine nicht zu gewinnen suchen, um mit ihm alles andere zu verlieren. Denn, wenn der Mensch alles gewonnen hätte, was sich mit seiner Technik gewinnen läßt, dann würde er zu der Erkenntnis kommen, daß das so maßlos erleichterte und einfach gemachte Leben auf der entstellten Erde eigentlich nicht mehr lebenswert ist, daß wir alles an uns gerissen, was unser Planet herzugeben hatte, daß wir aber bei dieser Wühlarbeit ihn und damit uns selbst zerstört haben. Sorge ein jeder an seinem Teile, daß die Umkehr kommt, ehe es überall für die Umkehr zu spät ist! (Paul Schultze-Naumburg: Heimatschutz. 1. Die Laufenburger Stromschnellen. Kunstwart. 18. Jg. H. 1. S. 22.)“*



Beeinflusst durch seine Lektüre von Werken des Philosophen [Ralph Waldo Emerson](#), die ihm sein Vater, ein unitarischer Laienpriester, mehr als die Bibel ans Herz gelegt hat (S. 59 f.), wird ihm in Boston ein Bild von Natur und natürlichem Leben vor Augen geführt, dessen Sinn sich im Westen zu verwirklichen verspricht: „Über Wälder und sanfte Hügel hinweg hatte er im Westen eine Andeutung des fernen Horizonts sehen können; und dort war einen Augenblick lang etwas so Schönes wie seine eigene, unentdeckte Natur aufgetaucht.“

Bevor es auf zur Bisonjagd und zum sinnlosen, kalten Massaker geht – Bisonfelle machen niemanden mehr reich, der Markt ist zusammengebrochen, als sie nach Butcher’s Crossing zurückkehren –, stimmt John Williams noch einmal Andrews auf den Westen ein:

„Draußen verharrte er und fragte sich, ob er wirklich schon in die Stadt zurückgehen wollte. Unschlüssig folgte er den Wagenspuren zur Straße, um dort einen Moment zu verharren, ehe er sich erst hierhin, dann dorthin drehte, wie eine Kompassnadel, die nur langsam zur Ruhe kommt, um dann die richtige Himmelsrichtung anzuzeigen. Er glaubte – und dies schon seit geraumer Zeit –, dass es in der Natur einen feinen Magnetismus gäbe, der ihn, wenn er sich ihm denn unbewusst überließe, auf den rechten Weg führte und dem es auch nicht gleichgültig wäre, welche Richtung er einschlug. Allerdings spürte Andrews, wie sich ihm die Natur bereits in jenen wenigen Tagen seines Aufenthalts in Butcher's Crossing so rein darbot, dass ihre zwingende Kraft stark genug war, seinen Willen, seine Gewohnheiten und sein Denken entscheidend zu beeinflussen. Er wandte sich nach Westen, kehrte Butcher's Crossing den Rücken zu, auch all den Städten und Metropolen, die jenseits davon im Osten lagen, und ging an dem Pappelhain vorbei zum Fluss, den er noch nicht gesehen hatte, der in seiner Vorstellung aber die Ausmaße eines riesigen Grenzverlaufs besaß und ihn von der Wildnis und der Freiheit trennte, die sein Instinkt suchte.

Unvermittelt ragten die Uferdämme auf, die Straße aber stieg nur allmählich und weniger steil an. Andrews verließ sie und lief ins Präriegras, das seine Knöchel umpeitschte, sich in die Hosenbeine schob und an seiner Haut klebte. Oben auf dem Damm blieb er stehen und blickte hinab auf den Fluss, ein dünnes, schlammiges Rinnsal, das dort, wo es die Straße querte, über flachen Fels floss, während oberhalb und unterhalb der Straße tiefere Teiche reglos und grünlich braun in der Sonne lagen. Er drehte sich ein wenig nach links, damit er die Straße nicht mehr sehen konnte, die zurück nach Butcher's Crossing führte.

Wie er über das flache, gleichförmige Land blickte, in dem er aufzugehen und mit dem er zu verschmelzen schien, obwohl er reglos stehen blieb, begriff er, dass die mit Miller vereinbarte Jagd nur eine List war, ein Trick, eine Beschwichtigung eingefleischter Gewohnheiten und Bräuche. Keine dringende Angelegenheit führte ihn dorthin, wohin er blickte, wohin er reiten würde; er ritt aus freien Stücken. Frei zog er in die Weiten am westlichen Horizont, der sich endlos in Richtung

untergehender Sonne zu erstrecken schien; und er mochte nicht glauben, dass es Städte und Metropolen gab, deren Auswirkungen groß genug waren, ihn stören zu können. Er spürte, wo immer er auch lebte und wo immer er hiernach auch leben mochte, er würde die Stadt mehr und mehr hinter sich lassen, um sich in die Wildnis zurückzuziehen. Er spürte, dass dies die zentrale Bedeutung war, die er seinem Leben abringen konnte, und ihm schien, als hätten ihn alle Ereignisse seiner Kindheit und Jugend unwissentlich zu diesem Augenblick geführt, da er sich hier sammelte, wie vor einer Flucht. Wieder blickte er über den Fluss. Auf dieser Seite liegt die Stadt, dachte er, auf jener die Wildnis; und auch wenn ich zurückkehren muss, wird selbst diese Rückkehr ein Schritt sein, mit dem ich sie verlasse, weiter und immer weiter.

Er wandte sich um. Klein und unwirklich lag Butcher's Crossing vor ihm, als er auf der Straße langsam zurück in die Stadt ging; seine Füße scharften über den Sand; der Blick folgte den Staubwölkchen, über die seine Stiefel hinweggeschritten.“

Wie bereits in der Analyse von Piglias Roman „Munk“ vorgestellt, entsprechen diese Vorstellungen von erstrebenswerter *natürlicher Natur* und dem Einklang des menschlichen Lebens mit ihr auch dem europaweiten, von der Romantik beeinflussten Denken dieser Zeit. Sie sind an den Schrecken vor dem von der Industriellen Revolution verursachten sozialen Wandel gebunden.

Es wäre erstaunlich, wenn dem in der englischen Literaturwissenschaft bewanderten und tätigen John Williams dieser Hintergrund nicht bewusst gewesen wäre. Das ist ein ähnlicher Hintergrund wie bei Ricardo Piglia, der in Harvard und an der Universität Princeton lange Jahre Professor für spanische und portugiesische Kultur und Sprache war und sich mit Hudson sehr gut auskannte. So wie aus John Williams Roman eine Darstellung der Faszination des Tötens im „*Wilden Westen*“ wird, geht es Piglia Ende des zwanzigsten Jahrhunderts um einen möglichen Ausfluss des Denkens, das der Natur und dem natürlichen Leben nachhängt, wenn es auf einen intellektuellen Bombenterroristen wie die literarische Figur des Professors Munk in der durchzivilisierten amerikanischen Gesellschaft trifft. Renzi, seine Hauptfigur, versucht nachzuvollziehen, was mit Munk geschehen ist und warum er die Suche nach dem *richtigen* Leben für sich so beantwortet, dass er Briefbomben verschickt. Dafür instrumentalisiert er sich in der Hoffnung, dass über Bomben eine bessere Welt entstehe. Renzi aber bescheidet sich und beschließt, nach Buenos Aires zurückzukehren, um sein dortiges Leben in Ordnung zu bringen. Was aus Paul Schultze-Naumburg und Richard Walther Darré und ihrer Vorstellungswelt wurde, braucht hier nicht länger ausgeführt zu werden.⁸⁵

Vergleicht man „Butcher's Crossing“ mit „Stoner“, könnte man feststellen, dass der Autor nach William Andrews William Stoner auf die Suche nach Sinn und einem erfüllten Leben schickt. Der Blick in die Natur, aber jetzt als ein beruhigendes Sehnsuchtsbild, begleitet auch Stoners Leben bis ins Sterben. Allerdings ist nicht mehr der „*Wilde Westen*“ das gescheiterte Versprechen von Unschuld und Unberührtsein, sondern der stationäre Elfenbeinturm der Universität und ihr Anspruch auf „*reine*“ Lehre und Forschung, in den jedoch auch der „*Schmutz*“ der Welt eindringt und fast alles versehrt.

„Butcher's Crossing“ endet fast versöhnlich, wenn Andrews nach dem blutrünstigen Geschehen, in das er, vor sich selbst erschreckend, aber auch staunend, ebenfalls versank, ungebunden auf das Fortziehen setzt und ein zweites Mal zu Pferd in den Westen aufbricht. Es ist jetzt jedoch ein Ungebundensein, das aus seiner sinnlosen, zerstörerischen Jagdgeschichte entstanden ist, die an einem sinnlosen Ort endet: Butcher's Crossing, das sich auflöst und zerfällt. Die erwartete Eisenbahnstrecke wird woanders entlangführen. In den Augen der Menschen, auf die er trifft, vor allem bei denen, mit denen er zuletzt zusammen war, nimmt er nur noch eine diffuse Leere wahr, von der er meint, dass sie auch in seinen eigenen Augen ablesbar sein müsste. Das Einzige, was klar geblieben ist, liegt in der Erkenntnis, dass es kein Zurück gibt. Auch der Westen und das, was

85 Vgl. Notiz zum Wewelsburger Triptychon von 1939.

Andrews von ihm erwartete, hat sich entleert. Was übrig bleibt, ist nicht mehr als das: „*Bis auf die ungefähre Richtung, die er einschlug, wusste er nicht, wohin er unterwegs war; er wusste nur, es würde ihm später im Laufe des Tages schon noch einfallen. Ohne Hast ritt er voran und spürte, wie die Sonne in seinem Rücken langsam aufstieg und die Luft klarte*“ (S. 365).⁸⁶

Dennoch liegt etwas Versöhnliches für den jungen, aber ernüchtert erwachsen gewordenen Andrews darin. In „Stoner“ gibt es keine Möglichkeit mehr für ein solch offen gehaltenes Ende, selbst wenn es seine ganze „westliche“ erotische Anziehungskraft verloren hat. Es ist, als zöge die Welt des 20. Jahrhunderts herauf, in dem sie zu einem mehr oder weniger stationären, mit immer größerer Geschwindigkeit um sich selbst kreisenden Weltinnenraum kolonialisierter Lebenswelten geworden ist, der im 21. Jahrhundert weiter digital und damit total erfasst zu werden droht. In China mit dem Anspruch, eine Milliardengesellschaft mit Ein-Parteien-Diktatur durch die Unwägbarkeiten kapitalistischen Wirtschaftens und die Folgen seines gierigen Wachstums zu steuern und vor dem eigenen Untergang retten zu können.

86 Claude Leroy geht in seinem Buch von 2010 „Éros géographe“, Presses universitaires du Septentrion, Villeneuve d'Ascq 2010, den literarischen Sehnsuchtsbildern nach, die im Französischen vor allem dem Mythos der Südsee, z. B. Tahiti, gelten. Die Anziehungskraft des Westens beruhte nicht so sehr in der ersehnten Erfüllung der Liebe, sondern in der Vorstellung von einem irdischen Ort, an dem es (noch) ein unreglementiertes, zivilisationsfernes Leben zur Selbstverwirklichung gab, als wäre es möglich, Naturebene 2 zu überlisten und zu umgehen. – Dazu ein Blick in „Spiel mir das Lied vom Tod“ von 1968. Es geht darum, der Eisenbahn als Symbol des Fortschritts und der Eingemeindung immer weiterer Weltbereiche zu entgehen, was offenbar auch die Mitgift für Andrews ist: „*Mundharmonika gehört selbst der alten Welt an. Er möchte nicht in Sweetwater bleiben. Er spürt die Reize von Jill und entzieht sich ihnen mit einer krassen Geste. Cheyenne sieht dies vorher. Er sagt zu Jill: ‚Eine Frau versteht das nicht. Männer wie er leben mit dem Tod.‘ Cheyenne behält recht. Mundharmonika geht, und Cheyenne geht mit, um zu sterben. Mundharmonika kann nicht bleiben, weil er der alten Welt angehört. Auch als er den Leichnam Cheyennes auf das Pferd gehoben hat, reitet er aus dem Bild in die Gegend, in der die Eisenbahn noch nicht gebaut ist. Er geht, weil er ein Mann ist, der mit dem Tod lebt. Was das bedeutet, ist am Duell am besten zu verstehen. Mundharmonika scheut den Tod nicht. Er setzt sein Leben aufs Spiel, um sich selbst zu behaupten. Er behauptet sich auf eine individuelle und unmittelbare Weise. Er lebt mit dem Tod, weil er auf diese Weise anderen Menschen nicht nachgeben muss. Es ist eine Art Unabhängigkeit, die er dadurch erhält, eine Art der Freiheit davon, sich von anderen Menschen Dinge antun zu lassen, die man nicht will. Diese Unabhängigkeit, die unmittelbare Form von Freiheit, kann man auch als Einzelner erreichen, aber wie sich zeigen wird, nur in der alten Welt“ (<http://www.club-dialektik.de/download/Liedvomtod.pdf>).*

3 DAS RICHTIGE IM FALSCHEN UND DAS FALSCHHE IM RICHTIGEN LEBEN

Während man es sich in der Nachkriegsgesellschaft in Deutschland wieder hat gutgehen lassen können, nahm der Aphorismus Adornos, dass im falschen Leben kein richtiges möglich sei, Fahrt auf und hat es dann in einer saturierten Gesellschaft in Intellektuellenmilieus zur Sprichwörtlichkeit gebracht. Das Buch, aus dem er stammt, „*Minima Moralia – Reflexionen aus dem beschädigten Leben*“ ist eine im amerikanischen Exil verfasste philosophische Schrift [Theodor W. Adornos](#). Sie enthält 153 Aphorismen und kurze Essays über die Bedingungen des Menschseins ([Conditio humana](#)) unter kapitalistischen und faschistischen Verhältnissen. (...) Fünfzig Jahre nach ihrer Publikation im Jahre 1951 ist die Sammlung im Hinblick auf die Popularität und den von Beginn an überraschend großen Erfolg (mit insgesamt über 100.000 verkauften Exemplaren) als letztes deutsches ‚Volsbuch der Philosophie‘ und ‚Hausbuch der kritischen Intelligenz‘ bezeichnet worden“ (Wikipedia). Das Buch entstand im US-amerikanischen Exil, wo Adorno in Kalifornien lebte, und ist vor dem Hintergrund zeitgenössischer Erfahrung entstanden. Das hat sich in der Sprichwörtlichkeit des erwähnten Aphorismus längst verflüchtigt.

Vielmehr ist in dem Aphorismus selbst mehr zu entschlüsseln als Zeitgenossenschaft. Das Motto vor dem 1944 entstandenen ersten Teil lautet nämlich „*Das Leben lebt nicht*“ von [Ferdinand Kürnberger](#) (1821-1879), entstammt also einer Zeit, in der der „*Riss durch die Welt*“ längst erfahren worden war und reiht sich ein in die Tradition von Namen wie Georg Büchner, Heinrich Heine oder Christian Dietrich Grabbe.

Dieser Riss ist jedoch keine Erfahrung der Moderne allein, sondern erinnert an eine andere Tradition, in der über die *conditio humana* reflektiert wurde. Sie steckt in der [Gnosis](#), insgesamt hinter der Vorstellung der weit in die Antike reichenden Vorstellung von der Welt als einer Theaterbühne, auf der Menschen nur Rollen spielen, sich aber, wenn überhaupt, erst in einer jenseits gedachten Welt selbst ohne Maske verwirklichen können.⁸⁷

Diesen Riss möchten William Andrews und William Stoner für sich kitten, was ihnen episodenhaft und bei Stoner sogar im Sterben gelingen kann. In der hier vorgestellten Jugendliteratur steht das Kitten am Ende, wenn die Hauptgestalten reflektierend und handelnd nach einer kritischen Situation zu sich selbst gefunden haben. Wie das Leben danach weitergeht, ist eine andere Geschichte, auf die sich Mikke und auf andere Art Dave Masters durch ihren Freitod nicht mehr einlassen wollen. In allen literarischen Darstellungen geht es jedoch darum, wie die Hauptpersonen zu sich selbst zu stehen lernen und dafür ein Bewusstsein entwickeln, selbst wenn es in den Tod führt.

Abstrakter und verallgemeinernd gesagt, geht es immer und überall um die Schnittstelle zwischen Naturebene 2 und 3, um die Überwindung des „Wir“-Zwanges und seiner kollektiven Regelungen, also um individuelle Autonomie, wie trügerisch auch immer sie, auf die gesamtgesellschaftlichen Verhältnisse umgelegt, sein kann, weil sie nichts Ausdrückliches bezweckt, aber damit trotzdem wie klein und unwesentlich auch immer Unheilszusammenhänge durchbricht. Gerade im Zweckfreien bricht die Freiheit sich Bahn und kann ohne institutionalisierte Vergatterung ins soziale Umfeld wirken, manchmal getarnt, wenn die Verhältnisse danach sind. Es liegt ihr fern, um Aufmerksamkeit zu buhlen. Denn sie richtet sich nicht nur ans eigene aufmerksame Selbst, sondern öffnet auf Augenhöhe, ohne mehr bloßes Rollenspiel zu sein, den freien Zugang zum anderen als Nächstem.

Bei vollendeter digitaler Überwachung wird allerdings auch das Zweckfreie und die Öffnung zum Nächsten auf Augenhöhe wohl kaum mehr unbeschattet bleiben, und Autonomie hat nicht einmal mehr die Chance, im Stillen das alte Lied von den freien Gedanken zu summen, die niemand erraten kann. Denn die Gedankenpolizei fahndet schon nach dem, was [Gedankenverbrechen](#) genannt wird.

⁸⁷ Siehe dazu [Literarische Beispiele zu Rollenspiel und Rollenverweigerung seit dem 19. Jahrhundert](#).

Was ergäbe nun eine Auseinandersetzung mit der zunächst wortspielhaft angehauchten Vorstellung von der Umkehrung des unmöglichen richtigen Lebens im falschen, nämlich mit dem möglichen falschen im für richtig gehaltenen Leben?

Während es vom Leben auf Naturebene 1 nur noch Spuren, dafür umso mehr nostalgisch-fiktive Erinnerungen gibt, ist Naturebene 2, wie sie im Bild von der *wandelnden Glocke*, später im Roman „1984“, heute am deutlichsten im individuellen Punktekonto der *Big-Data-Diktatur* in Erscheinung tritt, die überall maßgebliche und gepflegte, in der Regel gesteuert von der instrumentellen Vernunft von Naturebene 3, damit die Masse der Menschen nicht aus ihren Gehäusen ausbreche. So wird aus Naturebene 2 das verordnete *richtige* Leben, in dem aus der Reihe zu tanzen in der Regel als falsch angesehen wird, es sei denn, der Ausbruch lässt sich mit instrumenteller Vernunft bändigen und an Ebene 2 zurückbinden. In nach Autonomie strebendem, individuellem Leben hingegen gilt Naturebene 3 als die, auf der *richtiges* Leben möglich wäre, wenn es in Abwägung der Gegebenheiten von Naturebene 1 und Naturebene 2 alles aufgreift, was zu einem erfüllten Leben gehören kann. Die Romane von John Williams zeigen, dass das nicht auf Dauer gelingt und episodenhaft bleibt. Es bleibt aber der Stachel im Fleisch derer, die sich mit den gegebenen Umständen gesellschaftlichen Lebens und seinen Macht- und Gerechtigkeitsabstufungen nicht zufrieden geben.

Vom falschen in dem für ausweglos richtig gehaltenen Leben auf Naturebene 2 gibt es, was Literatur angeht, höchstens triviale, tendenziöse oder machtorientierte Darstellungen, die von einem aufgeklärten Bewusstsein am ehesten als Verrat empfunden werden, wie sehr sie von einem Publikum goutiert werden, das die richtigen Bösewichter und Störenfriede zur Aufrechterhaltung seiner Lebensordnung braucht.

Einen anderen Blickwinkel bietet der vorwiegend lateinamerikanische [Diktatorenroman](#), in dem tyrannische Macht, die sich im Recht und ihre Untertanen im richtigen Leben sieht, an den Pranger gestellt wird, also das für richtig Gehaltene der Falschheit überführt wird. Das liegt daran, dass Naturebene 2, obwohl sie die herrschende ist, ihre Bindungs- und Überzeugungskraft verloren hat, wenn das Ziel ist, ein authentisches Leben zu führen, in dem die nicht nur an den Beruf gekoppelte Rollenspielererei im arbeitsteiligen Leben ein Ende nimmt. Bietet Naturebene 2 aber ein hohes Maß an Sicherheit bei angemessenem Lebensstandard, braucht es wie bei William Andrews ein starkes Selbstvertrauen, um sich ins unsichere Freie zu wagen.

Es gibt aber nicht nur ältere literarische Texte, die ihren Schabernack – möglicherweise noch im Narrenkostüm – mit den Verwirrungen und Verirrungen der Menschen und ihren Machthabern treiben, indem sie von höherer Warte im menschlichen Treiben auf das als richtig ausgegebene Leben mit seinen Widersprüchen und Verschrobenheiten sehen. Eine der bevorzugten Gattungen dieser literarischen Darstellungen ist der volkstümliche [Schwank](#), anspruchsvoller der [Schelmenroman](#)⁸⁸. Ergänzend hinzu kommen Geschichten und Darstellungen von Narren in der Gestalt des Hofnarren⁸⁹, Schelme und Eulenspiegelfiguren oder Zirkusclowns in Gestalt etwa des [Weißclowns](#) mit seinem [dummen August](#). Auch die in der Gegenwart noch aktuellen [Hochstapler](#)darstellungen sind zu erwähnen.

Festzustellen bleibt, dass das richtige Leben im falschen und das falsche Leben im richtigen mit allen möglichen Überlappungen einen Großteil des Inhalts im weltliterarischen Schaffen ausmachen. Denn dazu ist Literatur da und wird deshalb gelesen. Und so geht es weiter, weil es keinen Einhalt dafür gibt, auf der Suche nach dem richtigen Leben im falschen zu sein.

Zurück: → [Hier](#)

88 Man denke an Romain Gary, der Täter des NS-Regimes von seiner Figur des Dschingis Cohn heimsuchen ließ, oder an den als Cohn auftretenden französischen Atomforscher in „La tête coupable“.

89 Siehe „Hofnarren im Mittelalter und früher Neuzeit“:

https://de.wikipedia.org/wiki/Narr#Hofnarren_im_Mittelalter_und_fr%C3%BCher_Neuzeit